MIRAKEL

Macabros

DAN SHOCKER



Nr. 62

DM 1,50

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1,50
Schweden Kr. 3,50 (incl. moms)
Italien L 500; Spanien Pts 60
Printed in Germany

Shimba-Loo schickt den Rachedämon



Nr. 62

Shimba-Loo schickt den Rachedämon

(8. Mirakel-Abenteuer)

Die Nacht war so neblig, daß man die Hand nicht vor Augen sah.

Steven Whitter saß verkrampft und angespannt hinter dem Steuer. Er fuhr im Schrittempo. »Verdammte Milchsuppe!« knurrte der Engländer. Er war als Handelsvertreter unterwegs. Ursprünglich hatte er noch vor Einbruch der Dunkelheit in der Grafschaft Devon sein wollen, aber bei seinem letzten Kunden war Whitter über Gebühr lange aufgehalten worden.

»Weißt du wenigstens wo du bist?« fragte die dunkelhaarige, schlanke Frau neben ihm. Beverley Summer trug das Haar kurz und wirkte knabenhaft und burschikos. Die vorwitzigen Sommersprossen um Ihre kleine Nase gaben ihr das Flair des Spitzbübischen.

Beverley war die Freundin des achtundzwanzigjährigen Steven Whitter. Seit einigen Tagen fuhr sie die Routen mit ihm, um die Kunden kennenzulernen. Whitter, der fast die halbe Insel mit den Produkten eines Herstellers für chemische Reinigungen bereiste, hatte die Absicht, sich demnächst selbständig zu machen. Und da Beverley einmal seine Frau werden wollte, sollte sie schließlich wissen, mit welchen Kunden sie es in Zukunft zu tun hatte.

»Ich hoffe doch!« erwiderte Whitter auf die Frage seiner Freundin, beugte sich weit vor und berührte mit der Stirn fast die Windschutzscheibe. »Jedenfalls rollen wir immer noch auf der Straße«, fügte er grinsend hinzu. »Befänden wir uns bereits im Straßengraben – dann würden wir das schon spüren und…«

Es schien, als hätte es gerade dieser Worte bedurft. Plötzlich erfolgte ein Hoppeln und Knirschen. Steven Whitter hielt erschreckt inne, gab sofort Gas und riß das Steuer herum. Das Auto machte einen Satz nach vorn. Nasse Erde und fauliges Laub wurden empor geschleudert und flogen durch die rasch sich drehenden Hinterräder gegen die Rückscheibe. Der Wagen, der eben noch seitlich wegzukippen drohte, wurde wie von einer Riesenfaust gepackt und auf die Straße zurückgedrückt.

Beverley Summer wurde in den Sitz gepreßt.

»Puh!« entfuhr es Whitter. »Das war knapp. Hier auf einer Straße, die mitten durchs Moor führt, stecken zu bleiben, das dürfte wahrhaftig kein Vergnügen sein.«

In Nebel und Nacht sahen sie plötzlich kleine blinkende, gelbe Lichter.

Der Mann am Steuer verringerte die Geschwindigkeit so, daß der Wagen sich kaum noch vorwärtsbewegte. »Was ist denn da los? Sieht ja aus wie eine Baustelle.«

Genauso war es. Die Straße vor ihnen war aufgerissen, und nach links führte ein schmaler, befestigter Pfad um die Baustelle herum. Sich nach den Lichtern richtend, folgte der Fahrer dem Lauf der Straße und fuhr schließlich in der Dunkelheit weiter.

Als sie eine halbe Stunde später noch immer keine Ortschaft erreicht hatten, wurde Beverley Summer langsam nervös. »Du scheinst dich verfahren zu haben. Wir müßten doch längst da sein.«

Steven Whitter nickte. »Unter normalen Umständen ja. Aber vergiß die Baustelle nicht. Wer weiß, wohin die Umleitung führt.«

Weitere zehn Minuten vergingen. Da wurde es auch Whitter langsam mulmig zumute, er fuhr, so dicht es ging, an den linken Fahrbahnrand heran und bremste. Dann schaltete er die Innenbeleuchtung ein und nahm die Straßenkarte zur Hand. Jetzt wollte er es genau wissen. Wo befand er sich? Obwohl er die eingezeichneten Straßen aufmerksam mit dem Finger nachfuhr, entdeckte er nicht die Stelle, an der sie sich vermutlich befanden. Er gewann einfach keine Übersicht, obwohl er die Gegend – wie er stets behauptete – wie seine Hosentasche kannte.

»Ich komm' einfach nicht klar«, gestand er seiner Begleiterin ehrlich. Er zuckte die Achseln und fuhr sich mit der Hand durch sein dichtes, leicht gelocktes schwarzes Haar. »Vom an der Kreuzung, als wir die Baustelle passierten, müssen wir falsch abgebogen sein. Hast du auf dem Weg hierher vielleicht ein Hinweisschild bemerkt?« Er blickte seine Freundin an.

Beverley schüttelte den Kopf. »Nein, ich kann mich jedenfalls nicht erinnern. - Und was fangen wir jetzt an?«

»Wir fahren natürlich weiter. Irgendwohin muß die Straße ja führen…«

Steven Whitter wollte starten, doch dazu kam er nicht mehr.

*

Es war, als ob eine Bombe explodierte.

Die nebelgeschwängerte Luft um sie zerfetzte. Die Wolken rissen wie Schleier auseinander. Rechts neben ihnen zeigte sich für den Bruchteil einer Sekunde ein kurzes, helles Licht. Dann traf sie die Detonation mit voller Wucht. Der Luftdruck schien den Wagen umwerfen zu wollen. Die Nacht war mit donnerndem Krachen erfüllt, das langsam verhallte wie ein abziehendes Gewitter.

Dann herrschte wieder Stille.

Die beiden einsamen Menschen in dem Fahrzeug sahen erschrocken aus. Beverley Summer hatte die Augen weit aufgerissen. Ihre Rechte preßte sich fest auf ihren Mund, als wolle sie verhindern, daß sie aufschrie. »Was war das, Steven?« fragte sie, und ihre Stimme klang wie ein Hauch.

Whitter gab nicht gleich eine Antwort. Er saß wie erstarrt und lauschte in die Nacht. Alles war wieder so still wie vorher. Der Mann zuckte die Achseln. »Keine Ahnung! Es hat sich angehört wie eine

Explosion, als ob eine Bombe gefallen sei…«

»Das war keine Bombe, Steven! Das helle, aufblinkende Licht im Nebel, das kurz vorher auftauchte – hast du es nicht gesehen? Einen Augenblick lang dachte ich: das ist ein Komet! Steven – kann es nicht sein, daß ein Meteor zur Erde gestürzt ist?«

»Möglich ist alles. Vielleicht auch ein Flugzeugabsturz – wer weiß…«

Beverley hatte den Kopf scharf zur Seite gedreht und starrte in die Richtung, aus der die Detonation gekommen war. Plötzlich stieß die junge Frau geräuschvoll die Luft durch die Nase. »Steven…« wisperte sie. »Da vorn… kannst du das sehen?«

Er blickte in die Richtung. Jenseits der Straße – infolge des dichten Nebels nicht abschätzbar, wie weit entfernt – zeigte sich flackernder Lichtschein. Es bot sich ihnen ein gespenstisches Bild. Dort schienen mehrere Bäume und Büsche in Flammen zu stehen. Der schwache Lichtschein wirkte verwaschen und geisterhaft. Er brach schon nach wenigen Augenblicken wieder in sich zusammen.

Steven Whitter griff hinter sich auf den Rücksitz und holte seine Jacke. Er schlüpfte hinein.

»Was hast du vor?« Beverleys bleiches Gesicht war ihm zugewandt.

»Vielleicht ist es wirklich ein Flugzeug. Wer weiß? Dann braucht möglicherweise jemand unsere Hilfe. Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir die einzigen Augenzeugen des Unfalls sind.«

»Und wenn es – kein Flugzeug ist, Steven?«

»Was sollte es denn dann sein?«

»Vielleicht ein – Komet oder eine fliegende Untertasse«, sagte sie mit todernster Miene.

Er lachte leise. »Ein Ufo? Darauf habe ich schon lange gewartet.«

»Red’ keinen Unfug, Steven! Mit so etwas spaßt man nicht.«

»Und warum nicht? Mir würde es Spaß machen, den kleinen grünen Männchen vom Mars zu begegnen. Von alldem, was man bisher über abgestürzte Ufos und deren Besatzung gelesen und gehört hat, haben sie noch nie jemand etwas getan. Und wenn ich ihnen zu Hilfe komme – vielleicht werden sie sich mit einem Rundflug um die Erde und den Mond bei mir bedanken.« Das Ganze schien ihn köstlich zu amüsieren.

Beverley Summer teilte seine Heiterkeit nicht. »Du nimmst die Sache nicht ernst…«

»Warum sollte ich auch, Darling? Du weißt – ich glaube nicht an solchen Unsinn. Bei der Explosion kann es sich nur um ein Flugzeug oder aber um einen größeren Meteor gehandelt haben. Ich seh’ auf alle Fälle mal nach.«

»Sei auf der Hut!« ermahnte sie ihn.

»Liegt dir so viel an mir? Das hab’ ich noch gar nicht gewußt

und…«

»Mir jedenfalls ist nicht zum Spaßen zumute«, unterbrach sie ihn. »Ich hab' Angst, Steven, ganz erbärmliche Angst… ich weiß, daß sich das verrückt anhört. Aber ich kann nicht aus meiner Haut. Ich hab' keine Erklärung dafür. Ich spür' es einfach: Da ist etwas, das uns bedroht…«

*

Er konnte sie beruhigen und davon überzeugen, daß es besser sei, wenn er sich allein auf den Weg machte.

Beverley Summer blieb im Wagen zurück, dessen Motor Steven laufen und dessen Scheinwerfer er brennen ließ. Dies zu ihrer und zu seiner Sicherheit, um im Nebel wieder zurückzufinden.

Er bewaffnete sich mit einer Taschenlampe aus dem Handschuhfach und einem Schraubenschlüssel, den Beverley ihm in die Hand drückte. Er wußte zwar nicht, was er damit sollte, nahm ihn aber an sich, um seine Freundin zu beruhigen.

Die dunkelhaarige, junge Frau mit den Sommersprossen sah ihrem Freund nach, wie er die Straße überquerte und schemenhaft im Nebel verschwand. Steven Whitter wurde eins mit dem grauschwarzen Hintergrund, in dem der Nebel wogte, als ob darin ein unsichtbares Ungeheuer atme…

Beverley Summer kurbelte das Fenster an ihrer Seite herab und lauschte in die stille Nacht.

Eine Weile noch hörte sie die knirschenden, sich entfernenden Schritte ihres Freundes. Dann waren auch die nicht mehr zu hören. Nur noch das monotone, gleichmäßige Geräusch des laufenden Motors erfüllte die Nacht um sie herum.

Das Warten begann.

Drei Minuten vergingen… fünf Minuten… zehn Minuten…

Sie kamen ihr vor wie eine Ewigkeit.

Der ersten Erwartung und Spannung folgten plötzlich Zweifel. Sie schalt sich im stillen eine Närrin, daß sie ihrem ersten Gedanken nicht gefolgt war und Steven begleitet hatte, denn das Warten zerrte mehr an ihren Nerven.

Beverley streckte den Kopf aus dem Fenster und starrte hinüber in die Richtung, wo Steven Whitter verschwunden war.

»Steven?!« rief sie mehrere Male laut und mit klarer Stimme. Sie hörte ihren Huf verhallen und lauschte in die Nacht.

Aber es erfolgte keine Antwort. Ihr Begleiter schien sich schon so weit vom Wagen entfernt zu haben, daß er sie nicht mehr hören konnte.

Seit seiner Abwesenheit war eine Viertelstunde vergangen, und

doch kam ihr die Zeit vor wie eine Spanne von mehreren Stunden. Sie redete sich ein, übernervös und schon bald krankhaft zu reagieren. Die Tatsache, daß sie sich irgendwo in der Grafschaft Devon mitten in Nacht und Nebel befand, reichte für die verrücktesten Gedanken.

Sie zwang sich zur Ruhe. Das ging eine Weile gut. Dann kam die Angst wieder.

Mit brennenden Augen starrte die junge Frau in die Nebelwand und hoffte, daß ihr Begleiter sich endlich zeigte…

Da!

Beverley registrierte die Bewegung einer schattenhaften Gestalt. Sie kam näher.

Endlich! Es wurde der Einsamen spürbar leicht ums Herz, als ob ein Stein herunter gefallen sei.

Die sich aus der Nebelwand schiebende dunkle Gestalt wurde größer. Zu groß für Beverley Summers Empfinden.

Die Gestalt – das sah sie genau – war jetzt schon doppelt so groß wie Steven Whitter!

*

Aber das war noch nicht alles.

Das Grauen in ihr wuchs wie die Gestalt aus dem Nebel.

Alles in Beverley Summer verkrampfte sich. Ihre Nackenhaare sträubten sich, und ein dunkler, gequälter Laut entrann ihrer Kehle.

Was sie sah, konnte nicht sein!

Vor ihr stand eine riesige Gestalt – mindestens zehnmal größer als ein Mensch! Und neben diesem Titan entstand noch etwas, ebenso groß wie er und doch anders aussehend: In der Dunkelheit schimmerte ein riesiges Skelett, das wie ein Berg in den Himmel wuchs!

Skelett und Titan bewegten sich im gleichen Rhythmus und kamen sich dabei seitlich immer näher. Klein und verloren gegen die beiden Ungetüme wirkte eine menschliche Gestalt, die panikerfüllt vor der geisterhaften Erscheinung davonrannte. Davonzurennen versuchte, denn deutlich war zu sehen, daß die Frau, die dort in Nebel den Unheimlichen zu entkommen suchte, nicht einen einzigen Zentimeter von der Stelle kam, daß sie auf der Stelle rannte! Wie in einem Alptraum…

Das Grauen für Beverley Summer wurde unerträglich, als sie erkannte, daß die Frau, die dort über die Straße laufen wollte, ihr nicht unbekannt war.

Ein markerschütternder Schrei entrann der Kehle der Beobachterin.

Da vorn – winzig und verloren vor Skelett und Riese wirkend – das war niemand anders als sie selbst!

*

Beverley Summer handelte ohne zu begreifen, was sie tat.

Einen Moment schien es, als wolle sie sich ans Steuer werfen und den Wagen starten.

Dann hielt sie auf halbem Weg zum Fahrersitz mit ruckartiger Bewegung an, drückte die Klinke herab und warf sich gegen die Tür. Nebel umwallten sie wie Geisterhände.

Sie mußte sich mit Gewalt losreißen von dem Anblick, der sich ihr bot, und von dem sie nicht wußte, ob er Wirklichkeit oder nur Vision war.

Sie rannte die Straße entlang, in Nacht und Nebel, schrie um Hilfe und hoffte, daß jemand in der Nähe sie hörte.

Aber sie war allein – und blieb es.

Nacht und Nebel nahmen sie auf, und mit einem Mal merkte sie, daß sie nicht mehr steinigen Boden unter ihren Füßen hatte. Der Untergrund war feucht und holprig. Wie ein Acker. Oder eine Wiese. Im Nebel vor sich sah sie schemenhaft die Formen kleiner Büsche und einzeln stehender Bäume. Sie lief darauf zu und zwischen ihnen hindurch.

Sie wußte nicht mehr zu sagen, wie lange sie schon gerannt war. Ihr Atem flog, und die Beine schmerzten. Sie hatte Seitenstechen. Ihr Lauf wurde merklich langsamer, bis sie schließlich nur noch taumelte.

Beverley Summer blickte sich um. Das Grauen schnürte ihr die Kehle zu.

Die Halluzination bestand noch immer! Skelett und Gigant hatten sich inzwischen so stark einander genähert, daß sie fast verschmolzen. Schemenhaft deckte der riesige Körper einen Teil des Skeletts, das für sie nur noch zur Hälfte sichtbar war. Vor dem Unheimlichen rannte noch immer sie selbst davon mit wehenden Haaren, bleichem Gesicht und zerfetzten Kleidern, das Antlitz von Angst und Panik gezeichnet.

Im gleichen Augenblick stürzte sie.

Beverley Summer schlug der Länge nach hin. Feucht und schmierig war die Erde, in die ihr Gesicht fiel, und in die sie griff. Wimmernd richtete sich die Frau wieder auf und torkelte weiter. Sie blickte sich gehetzt nach allen Seiten um und wünschte, endlich ein Licht oder die Umrisse eines Hauses zu sehen, auf das sie hätte zueilen können.

Aber die Welt um sie herum erschien wie ausgestorben. Geradeso, als befände sie sich auf einem fremden Stern…

Der Nebel um sie herum wogte auf und nieder, und mit jedem Schritt, den sie ins Ungewisse eilte, zerfetzte sie die weißen Schleier, die vom Boden emporstiegen.

Plötzlich stieß sie mit dem Fuß gegen etwas Weiches. Sie versuchte noch sich abzufangen, um nicht auf Erdschollen zu stürzen.

Aber es war nicht mehr möglich. Sie war schon zu erschöpft, um noch schnell reagieren zu können.

Sie fiel. Als sie abermals längelang auf dem Boden lag und ihre zitternden Hände nach einem Halt suchten, spürte sie plötzlich hartes, scharfkantiges Gestein. Erschreckt zog sie die Hand zurück. Die Steine fühlten sich glühend heiß an.

Beverley Summer hob den Kopf und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf den sich ausdehnenden Kraterrand. Aus der Tiefe der Erde strömte wie aus einem weit geöffneten Höllentor heißer, schwefliggelber Dampf. Er mischte sich mit dem Nebel und hüllte sie ein.

Da wurden ihre Glieder bleischwer. Sie meinte tödliches Gift einzuatmen, das sich im nächsten Augenblick überall im Organismus festsetzte und seine verheerende Wirkung ausübte.

Vor Beverley Summers Augen begann alles zu kreisen. Das ganze Geschehen hatte sich in der Tat zu einem furchtbaren Alptraum entwickelt. Sie versuchte sich aufzurappeln, war aber außerstande dazu. Ihr Kopf fiel wie ein Stein nach vorn. Obwohl sie weit die Augen aufgerissen hatte, nahm sie nichts mehr wahr. Die Welt um sie herum wurde stockfinster. Ihr Organismus versagte. Herz und Atmung standen still…

*

Die Welt lag jenseits der Dimension, die menschliche Augen wahrnehmen. Es war eine unheimliche, eine erschreckende Welt: hierher drang nie ein Sonnenstrahl, nie leuchtete silbernes Mondlicht vom Himmel, nie zeigte sich ein Stern. Diese Welt war wie ein graues, eintöniges Gefängnis, in dem man kaum atmen konnte.

Sie bestand aus Dampf und Nebel und riesigen Kratern, die dicht standen. Dazwischen gab es seltsame, turmähnliche Gebilde, die unheimlichen, kriechenden, auf einer niedrigeren Stufe des Lebens stehenden Bewohnern als Behausung dienten…

Es gab keine Straßen, keine Wege – diese Welt erinnerte an einen düsteren, bedrohlichen Sumpf, der jeden verschlang, der seinen Fuß hierhersetzte.

Zwischen den bizarren Türmen und unheimlich dampfenden Kratern bewegten sich düstere, schattengleiche Wesen, die wie überdimensionale Würmer aussahen. Es waren Geschöpfe, die im Moor suhlten wie die Schweine. Sie waren von schlauchförmiger Gestalt und bewegten sich kriechend wie Schlangen vorwärts; das vordere Ende ihres röhrenförmigen Körpers war verdickt, daran saß ein spitzzulaufender Schädel, der in einen rüsselartigen Anhang auslief. Unterhalb des Rüssels, wie bei einem Elefanten, ein breites

Maul.

Aus einem der gewaltigen Kraterlöcher, die wenige Zentimeter oberhalb des Sumpfes begannen, schob sich eines der Morastgeschöpfe. Es hatte wimpernlose, große, runde Augen und Atemlöcher, durch die es rasselnd die pestilenzartige Luft einatmete. Die tierisch aussehenden Geschöpfe waren die Bewohner dieser Kraterstadt, deren Herrscher Shimba-Loo war.

Dieses dämonische Reich war von einem abtrünnigen Einzelgänger der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my geschaffen worden. Nie hatten Menschen von diesem Ort erfahren, und es gab keinen Hinweis auf das unheimliche Reich. Doch dies stimmte nur bedingt.

Es gab Menschen, die von Shimba-Loos furchtbarer Welt wußten. Aber sie hatten nie davon berichten können, denn wer mal hierher gekommen war, blieb für alle Zeiten dort. Nur einem einzigen war es bisher gelungen, die Grenze zwischen den Dimensionen zur normalen, dreidimensional erkennbaren Welt zu passieren und zurückzukehren: das war Frank Morell alias Mirakel, der Dyktenmann.

Die Ereignisse um Charles Gerlon, der in einem früheren Jahrhundert der Maler Gerald Laskin gewesen war, hatten Frank Morell auf den Plan gerufen. In einem unheimlichen Abenteuer war er in Shimba-Loos Welt mit einer für ihn bisher unglaublichen Wirklichkeit konfrontiert worden.

Shimba-Loo war auf Leben angewiesen, und er benutzte Menschen wie Werkzeuge. Er war ein Götze, der eine Welt entstehen ließ und sie mit Wesen bevölkerte.

Dies hier war seine Welt, waren seine Geschöpfe. Und das, was in den Kratern und bizarren Türmen vegetierte und sich im Schlamm suhlte, war aus den Menschen geworden, die er hier festhielt und die nichts mehr von ihrer Existenz, von ihrem früheren Leben und ihrem Ich wußten.

*

In dieser düsteren, lichtlosen Welt existierte darüber hinaus ein gigantisches, altarähnliches Gebilde. Dieser Altar war erfüllt mit zahllosen Labyrinthen, Gängen und Korridoren, in denen der Geist Shimba-Loos seine Behausung gefunden hatte.

Mehrere riesige, offenstehende Portale führten in das Innere des rechteckigen Tempels, der wie ein Fremdkörper in dieser Welt wirkte.

Hinter den rauhen Wänden, auf denen zahllose, seltsame Begebenheiten dargestellt waren, die ineinander verschlungen waren wie rätselhafte, geheimnisvolle Suchbilder, spielte sich in dieser Sekunde ein eigenartiges Schauspiel ab.

In dem Labyrinth von Korridoren, Gängen und Räumen befand sich

eine Halle, die mit Wasser gefüllt war. Dieses Wasser befand sich in stetiger Bewegung und spülte plätschernd gegen die mittlere Stufe einer Treppe, die von einem Ende zum anderen der Halle reichte. Die Stufen wirkten wie drei übereinander versetzte Sockel, auf denen ein ausladender, seltsam geformter Thron stand, der zu beiden Seiten von steinernen Säulen gestützt wurde. Der Raum hinter dem Thron glich einer kapellenartigen, halbrunden Nische. Hier, über dem Wasser, oberhalb des letzten Sockels, schien die Dunkelheit dichter und kompakter zu sein. Sie erinnerte an ein bizarres Wolkenmeer, das sich hier bedrohlich zusammenballte.

Etwas war vorhanden. Etwas, das keinen Körper hatte und doch lebte!

Und außer diesem seltsamen, unfaßbaren Leben, gehörte dieser geistigen Existenz – Macht. Die dunkle Wolkenwand schien sich in dieser Sekunde intensiver zu bewegen. Im gleichen Augenblick bewegte sich die Wasseroberfläche in der Halle stärker. Aus der Tiefe näherte sich ein Schatten, der aufstieg.

Das Wasser in diesem gewaltigen Becken wurde genährt von den unterirdischen Flüssen und Bächen, die es in dieser sumpfigen Welt in Hülle und Fülle gab.

Ein riesiger, dunkelgrüner Kopf, versehen mit Hörnern, durchstieß die Wasseroberfläche. Fontänen spritzten nach allen Seiten.

Der massige Schädel einer Echse, über deren Nacken ein hornartiger Kamm wuchs, wurde sichtbar. Riesige, kirchturmuhrgroße Augen flackerten wie erlöschende Fackeln. Das Geschöpf aus dem Wasser öffnete das gewaltige Maul. Dichtstehende Reihen von Zähnen wurden sichtbar, und eine große, scharlachfarbene Zunge lag wie geronnenes Blut zwischen den wie mit Dolchen besetzten Kiefern. Schwarzer Geifer floß von den Lefzen.

Der Koloß richtete sich zur halben Größe im Wasser auf; sein mächtiger Brustkorb erinnerte an gewachsenen Fels, der plötzlich aus diesem Tümpel emporragte.

Aus dem Maul des Untieres kamen unartikulierte, dumpfe Laute, die die Halle erdröhnen ließen. Im Labyrinth der Gänge und Korridore hallte das schaurige Gebrüll wider.

Der Körper des Kolosses wankte wie unter einem Luftzug hin und her. Er hatte den Schädel in Richtung Nische gewandt, in der sich die dunkle, wolkige Masse pulsierend bewegte.

Und von dort aus der Nische, aus diesem wolkigen Gebilde, kamen Befehle, die das winzige Hirn der Echse erreichten.

Die Befehle stammten vom Shimba-Loo, und die Echse war der Befehlsempfänger. Sie war sein Werkzeug und gehorchte. Wie von setzt setzte sich das Monstrum in Bewegung und glitt durch das dunkle Wasser. Es näherte sich den dreifach übereinander versetzten

Sockeln.

»Er ist mein Feind… Ich habe ihm Rache geschworen… Er ist hier eingedrungen in meine Welt, und ich wollte ihn besiegen. Das ist mir mißlungen…«, lautlose Gedanken lösten sich aus dem dunklen, wabernden Etwas. »Auf dieser Seite meiner Welt konnte ich ihn nicht besiegen. Ich darf ihm nicht die Zeit lassen, gestärkt und überraschend, hier erneut aufzutreten und in Frage zu stellen, was ich geschaffen habe… In meinem Namen wirst du hinübergehen in die Welt, aus der du einst gekommen bist… Du wirst nicht wissen, was du in deiner ersten Existenz gewesen bist… es wird dir ewig ein Geheimnis bleiben, was du jetzt in deiner zweiten Existenz bist… Die dritte Existenz, die ich dir schenke, soll dir zur Tarnung gereichen, um dich dort, wohin ich dich schicke, frei bewegen zu können, um den Mann zu vernichten, der mein Todfeind ist: Frank Morell, dessen Dyktenseele im Körper dieses Mannes sich entfalten konnte. Du bist der Dämon, der meine Rache in die Welt trägt, aus der er gekommen ist. Du wirst sein Leben auslöschen!«

Es schien als ob die Echse auf dem Weg zum Sockel hin nickte. Mit jedem Meter, den das Untier schwimmend zurücklegte, schien es kleiner zu werden. Der Schädel wurde flacher, schmal und heller, die riesigen Augen schrumpften, und der raubtierhafte Ausdruck verlor sich. Die drei hornartigen Auswüchse, mitten auf seinem Kopf, vergingen wie ein Nebelstreif in der Sonne. Aus der riesigen Echse mit den gewaltigen Pranken und den massigen, säulenartigen Hinterbeinen wurde ein dunkles, embryoartiges Geschöpf, das in einer sackartigen, halbdurchsichtigen Hülle eingenäht war. In dieser Hülle, die wie eine Haut im Rhythmus des Herzschlags pochendes Fleisch umgab und in der eine trübe, dunkle Flüssigkeit pulsierend floß, zeichneten sich die annähernden Umrisse eines Geschöpfes ab, das ein seltsames, bizarres Mittelding zwischen -Mensch und Echse darstellte!

Das embryonale Gebilde wurde mit dem Strom des Wassers gegen die mittlere Stufe des Sockels gespült. Dort blieb es liegen, und innerhalb von Sekunden fand die unheimliche und faszinierende Verwandlung statt.

Die halbdurchsichtige Haut spannte sich enger und schnürte das lebende, ungeformte Etwas in mehrere Abteilungen ein. Hier verpuppte es sich, damit Neues entstehen konnte.

Im Zeitraffertempo vergingen die Farben. Das Dunkle wich, und hellhäutige Flecken begannen rasend schnell wie ein Krebsgeschwür zu wachsen.

Dann war die Form schon deutlich auszumachen. Was da entstand, hatte Menschengestalt und ähnelte in keiner Weise mehr dem furchtbaren Ungetüm, das aus der Tiefe dieses brakigen Wassers gestiegen war. Arme und Beine der Gestalt waren dicht an den Körper

gelegt. Es war ein vollendeter, wohlgeformter Körper. Der Körper einer Frau. Schlanke Arme, lange Beine, feste Schenkel. Langes, blondes Haar rahmte ein edles, von faszinierender Schönheit geprägtes Gesicht mit dunklen, unergründlich schönen Augen.

Die Frau, die Shimba-Loos Geist mit Hilfe vorhandenen Lebens wie ein Magier erschaffen hatte, begann zu atmen. Ihr Herz schlug. Ihre Augen begannen zu leuchten. Klar und rein.

Die schöne Fremde erhob sich. Ihre nackten Füße berührten den mittleren Sockel, und Wasser umspülte ihre Knöchel. Die Schöne wandte ihr Gesicht in Richtung des leeren Thrones und der kuppelartigen Nische. Die nackte Frau verbeugte sich und murmelte einige unverständliche Worte.

Sie empfing Shimba-Loos letzte Anweisungen.

Gedanken formten sich in dem Wolkengebilde und drangen in ihr Bewußtsein. »Die Welt der Menschen wird kein Geheimnis für dich sein, weil die Erkenntnisse, die ich aus dem Bewußtsein all derer entnommen habe, die mir dienen, zu deinem Wissen gemacht habe. Du wirst dich immer und zu jeder Zeit, an jedem Ort, an alles erinnern, als wärst du seit Jahrzehnten in jener Welt, die du nun aufsuchst. Du wirst tun, was ich von dir verlange, denn mein Wille wird dich stets begleiten wie dein eigener Schatten. Die Entscheidungen, die du triffst, wirst du in meinem Namen und mit meinem Willen treffen. Ich bin sicher: auf der anderen Seite der Welt, die ich ebenfalls eines Tages vollkommen beherrschen werde, triffst du den Mann, dem meine tödliche Rache gilt. Du wirst in Gestalt eines Menschen unter Menschen weilen – und doch kein Mensch sein! In vielen Stunden wird dir bewußt werden, daß du ein wildes Monstrum bist und auch in dieser Gestalt Unheil bringen kannst. Nun geh' – der Weg ist frei für dich… Die Magie Shimba-Loos wird ebenfalls mit dir sein…«

Die schöne, wohlgeformte Frau richtete sich zur vollen Größe auf. Das Haar spielte wie flüssiges Gold um ihr Gesicht und ihre Schultern. Sanft, wie auf Wolken schwebend, glitt sie über die endlos scheinende Stufe zum anderen Ende der Halle, wo ein Portal sie hinausließ in den Korridor. Sie passierte den langen Gang und fand sich mit traumwandlerischer Sicherheit in dem Labyrinth der Räume und Korridors zurecht.

Dann erreichte sie wie eine Fata Morgana eines der riesigen Portale, die in die düstere Welt des unheimlichen Shimba-Loo führten.

Zwischen gewaltigen Kratern und bizarren Türmen wandelte sie auf dem Sumpf dahin, ohne einzusinken. Sie strebte scheinbar einem fernen, imaginären Ziel entgegen. Sie erreichte den Horizont, der kein Horizont war. Ein Gebilde, wie aus den Knochen einer verendeten Titanenechse aus urwelthafter Zeit, ragte wie ein riesiges Tor vor ihr

empor.

Es handelte sich um den Schädel einer menschlichen Gestalt, eines Riesen! Die Fremde ging in das weitgeöffnete Maul hinein wie durch ein Tor…

Um sie herum wuchs ein Tunnel, in dem sie sich klein wie eine Ameise bewegte. Sie ging immer geradeaus.

Dies war der Tunnel, der – unterhalb der geheimnisvollen und von Schlinggewächsen und Unkraut überwucherten, uralten Turmruine – sechzig Meilen von London entfernt in der Nähe eines bewaldeten Hügels stand, die Dimensionen der Menschen und des Dämonenherrschers Shimba-Loo miteinander verbindend.

Die Schöne war auf dem Weg in diese Welt.

*

Fünf bewaffnete Soldaten patrouillierten in unmittelbarer Nähe des Turms. Sie hatten den Auftrag, dieser Stelle ihre besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Erst wenige Tage lagen die unheimlichen Ereignisse zurück, bei denen Menschen spurlos verschwunden und zu Tode gekommen waren.

Ein von Scotland Yard gebildetes Sonderkommando wollte unter allen Umständen eine Wiederholung der Vorfälle verhindern.

Fieberhaft arbeitete man an der Aufklärung der Dinge, für die es keine Parallele gab.

Der Eingang zum Turm war verbarrikadiert und wurde in regelmäßigen Abständen von Soldaten und Polizisten rund um die Uhr bewacht, damit kein Neugieriger eindrang.

Der Turm und das, was darunterlag, war zu einem Buch mit sieben Siegeln geworden. Durch die Behörden waren Wissenschaftlicher in aller Welt über den geheimnisvollen und rätselhaften Fund informiert worden.

Unter dem Turm lag das Skelett eines Riesen. Unwillkürlich wurde man an eine Szene aus einem Märchen oder einer Legende erinnert. Daß jemand das Skelett eventuell künstlich hergestellt hatte und vor langer Zeit hier unter dem Turm verbarg – auch diesen Gedankengang hatte man schon gehabt.

Doch darüber machten sich die Uniformierten keine Gedanken.

Sie riegelten den Turm hermetisch von der Außenwelt ab. Jede Besonderheit sollten sie sofort an eine vorgesetzte Dienststelle melden.

Zu diesem Zweck war ein mobiles Funkgerät herbeigeschafft und in einem Fahrzeug deponiert worden. Auch diese Stelle war ständig besetzt. Der Funker hatte den Auftrag, in regelmäßigen Abständen Meldung zu machen und vor allen Dingen Hinweise, die von den

Kollegen kamen, umgehend weiterzugeben.

John Ballick – sechsundzwanzig und dunkelhaarig – war einer der Männer, die in dieser Nacht vor der Turmruine als Wache eingeteilt waren. Er war der erste, der merkte, daß etwas nicht stimmte…

Er stand dem verbarrikadierten Eingang am nächsten. Plötzlich hatte Ballick das Gefühl, beobachtet zu werden.

Unwillkürlich wandte der Uniformierte den Kopf.

Fünf in großem Halbkreis aufgestellte Scheinwerfer sorgten dafür, daß die Fläche rund um den Turm hell ausgeleuchtet war. Doch infolge des nebligen Wetters waren auch diese Lichter nicht in der Lage, den wabernden Vorhang zu durchdringen.

Ballicks Augen verengten sich. Er ging drei Schritte in Richtung Eingang.

Täuschte er sich – oder war es Wirklichkeit?

Es kam dem Beobachter so vor, als ob der Nebel sich hier an dieser Stelle stärker bewege. Gerade so, als ob jemand hindurchschreiten und ihn teilen würde!

John Ballick schluckte. »Bill!« rief er dann laut und deutlich in die Nacht. Er sah die schemenhafte Gestalt seines Kollegen, unweit rechts von sich.

Der Berufene setzte sich sofort in Bewegung. Seine Schritte schmatzten auf dem feuchten Gras.

»Ja? Was ist?«

John Ballick gab nicht gleich Antwort.

Er wartete, bis sein Kollege heran war.

»Da ist etwas, Bill…«

Bill Parker, klein und untersetzt, preßte seine entsicherte Waffe unwillkürlich fester gegen den Körper. »Wo? Ich kann nichts sehen.«

»Da ist nicht viel zu sehen, Bill. Aber zu spüren… merkst du denn gar nichts?«

Parkers Gesicht war einzig gespannte Aufmerksamkeit. Dann schüttelte er bedächtig den Kopf. »So leid mir's tut, John. Ich sehe – und merke nichts.« Der Sprecher richtete seinen Blick auf den Freund, der ihn gerufen hatte. »Es ist Wind aufgekommen. Der Nebel bewegt sich stärker, so daß man meinen könnte…«

Parker unterbrach sich abrupt, als er sah, wie Ballick aufgeregt nach vorn deutete. »Das hat mit dem Wind gar nichts zu tun. Schau mal genau hin!«

Bill Parker wollte etwas sagen über Ermüdung und Nervosität – aber dann schwieg er doch. Er mußte Ballick recht geben. Die Bewegung im Nebel ließ sich nicht einfach nur auf den Wind schieben.

Da kam etwas auf sie zu. Etwas Unsichtbares. Deutlich war zu erkennen, wie der Nebel sich vor Ballick teilte und scheinbar

vollkommen und unmotiviert seitlich fortsetzte und an ihm vorüberbewegte.

Da konnte John Ballick nicht länger an sich halten. Er riß die Waffe herum, der Finger krümmte sich um den Abzug.

Geschoßsalven zerstörten die Stille der Nacht. Ballick schoß wie ein Wahnsinniger in den Nebel. Die Projektile klatschten in den Hügel, und Querschläger sausten an den Baumstämmen entlang.

»Die Bewegung bleibt, Bill! Da kommt etwas auf uns zu! Mein Gott – merkst du es denn nicht?« Seine Stimme klang gequält und überschlug sich.

Mit brennenden Augen starrte er in das Nichts vor sich.

War das wirklich – nichts?

Doch Shimba-Loos Rachedämonin blieb lautlos und unsichtbar im Nebel, nahm seine Umgebung aber mit menschlichen Augen wahr.

Die schöne Fremde ging genau auf Ballick zu. Ihre Augen waren auf den Mann gerichtet. Ein bannender, hypnotisierender Blick!

Ballick wurde unruhig, Schweiß begann auf seiner Stirn zu perlen.

Seine Hände zitterten plötzlich, und er war nicht mehr imstande, seinen Blick von der Stelle zu nehmen, wo sich das Unsichtbare befand. Der Engländer wurde förmlich in Bann gezogen.

Die unheimliche, dämonische Magie Shimba-Loos und seines Rachedämons wirkte.

In diesem Augenblick drehte John Ballick sich um. Es war, als Bill Parker näher auf ihn zukam, um sich zu vergewissern, was mit dem Kollegen los war.

Da richtete John Ballick die Mündung seiner Waffe auf den Ankömmling.

Parker erbleichte und schrie auf: »Bist du wahnsinnig, John? Nicht!«

John Ballick war wie ein Roboter. Ebenso gut hätte Bill Parker überhaupt nichts zu sagen brauchen.

Ballicks Finger krümmte sich um den Abzug…

*

In einem der älteren Häuser am Bäckerweg in Frankfurt brannte in der gemütlich eingerichteten Dachwohnung noch Licht.

Frank Morell hatte vor kurzem eine Entdeckung gemacht, die sein Leben von Grund auf umkrempelte. Er wußte, daß er nicht nur Mensch war – sondern Dykte. Dies bedeutete: Vor unfaßbarer Zeit bereits existierte seine Seele im Körper eines Mannes, der dem Volk der Dykten angehörte und auf dem geheimnisvollen Planeten Tala-Mar lebte.

Doch das war noch nicht alles.

Die Fähigkeit der Dykten, sich aus den Urkräften des Kosmos zu erhalten, war durch ein besonderes Vermächtnis auf Frank Morell übergegangen. In einem Hohlraum unter der Erde, am Fuß dreier uralter Eichen, hatte er einen Kristall gefunden, der ihm besondere Kräfte schenkte. Seit er ihn besaß, war dieser Kristall immer greifbar, um ihn zu Mirakel, dem fliegenden Wundermann, werden zu lassen.

Der helle Lichtkegel der Lampe auf dem Schreibtisch war auf die Seiten eines alten Buches gerichtet, das Morell mit besonderer Intensität und Aufmerksamkeit studierte. Dieses Buch war einige hundert Jahre alt und hatte merkwürdige Vorfälle und Abenteuer zum Inhalt, in dem ein Mönch, ein Magier und ein Seemann im Mittelpunkt der Ereignisse standen.

Morell wurde das merkwürdige Gefühl nicht los, daß alle drei genannten Personen in Wirklichkeit – eine einzige waren. Die Erlebnisse, die in einer verschnörkelten, blumenreichen und nicht sehr einfach zu verstehenden Sprache geschildert waren, lasen sich wie Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Doch alle enthielten ein Körnchen Wahrheit, ja sogar Hinweise, die Frank auf irgendeine Weise bekannt vorkamen.

In seiner Situation konnte er etwas damit anfangen.

Die unheimlichen Erlebnisse in Shimba-Loos Dämonenreich veranlaßten Morell, sich näher mit diesem Buch zu befassen, in dem er in der näheren Vergangenheit schon oft gelesen hatte. Viele Dämonen und böse Geister, deren Name sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der Menschheit zog, waren nach wie vor aktiv. Davon konnte gerade Björn Hellmark ein Lied singen.

Mit Hellmark, der aus dem Reich der Leichenpilze zurückgekehrt war, wo er sich kurze Zeit mit ihm aufhielt, um Oceanus bei seiner Suche nach dessen verschwundenem Volk zu helfen, hatte er über den Vorfall, der ihn nun in Bann zog, eingehend gesprochen. Der Begriff Shimba-Loo war Hellmark ein Buch mit sieben Siegeln. Es schien, als hätte dieser Feind einzig und allein mit ihm, Morell alias Mirakel, zu tun. Und das, was Frank in Shimba-Loos Reich erfahren hatte, als er dessen Todesruf folgte, schien diesen Verdacht nur zu erhärten. Drüben auf der anderen Seite einer unheimlichen Dimension war ihm bewußt geworden, daß es in seiner Hand lag, den Aktivitäten Shimba-Loos einen Riegel vorzuschieben.

Während er vor seinem Buch saß, wurden die Dinge, die er erlebt hatte, wieder vor seinem geistigen Auge lebendig. Er sah die geheimnisvollen Lichtkugeln, die sich mit ihm in Verbindung gesetzt hatten. Durch sie hatte er erfahren, daß es notwendig war, eine Gruppe von insgesamt sieben zu suchen, um Kontakt mit ihnen aufzunehmen. Mit Hilfe sieben magischer Kugeln war es möglich Shimba-Loo das Handwerk zu legen. Aber wo sollte er seine Helfer

finden?

Sein Nachdenken und seine Überlegungen führten zwangsläufig dazu, daß er sich mit dem Phänomen der Turmruine und vor allem des Skeletts des Riesen noch mal gedanklich auseinandersetzte. Dabei stellte er sich unwillkürlich den Ort vor, wo die Dinge ihren Anfang genommen hatten. Er wußte, daß dieser Ort inzwischen von Militär und Polizei wie ein Augapfel gehütet wurde. Infolge der Besonderheit seines Daseins war es ihm leider nicht möglich, mit den Leuten als Mirakel in Kontakt zu kommen und über die umfangreichen Maßnahmen, die jetzt von den Behörden getroffen wurden, informiert zu werden. Niemand kannte bis zur Stunde seine wahre Identität als Dykte. Und an dem Geheimnis mußte und wollte er festhalten.

Seine Sinne waren ganz auf jene Stelle – rund siebzig Meilen von London entfernt – gerichtet, als ihn plötzlich ein Schauer durchfuhr.

Mit seinen hochempfindlichen Dyktensinnen registrierte er dort eine Gefahr.

Diese Gefahr galt einem unschuldigen, ahnungslosen Menschen!

Und sie hatte etwas mit den Dingen zu tun, die aus dem Reich Shimba-Loos kamen.

Dieser Zusammenhang, der ihm im Bruchteil einer Sekunde völlig klar wurde, genügte, um ihn aktiv werden zu lassen.

Wie durch Zauberei hielt Frank Morell plötzlich den Kristall in der Hand. Er drückte die ihn haltende Hand gegen seine Brust. Im gleichen Moment vollzog sich mit ihm eine rätselhafte und wunderbare Wandlung. Der flache, wie eine halbierte Münze aussehende Kristall verschmolz mit seinem Hemd und seiner Haut. Ein deutlich spürbares Kribbeln erfaßte seinen ganzen Körper. Im Nu erfüllten ihn jene rätselhaften Urkräfte des Kosmos, aus denen die große Dyktenrasse einst ihre Kraft gezogen hatte.

Sein Äußeres veränderte sich. Wie eine zweite Haut umschloß ihn plötzlich ein enganliegendes, trikotähnliches, rubinfarbenes Material.

Die physikalischen Gesetze, denen ein menschlicher Körper normalerweise auf dieser Erde unterworfen war – für ihn galt das alles nicht mehr!

Er löschte das Licht und schwang sich im nächsten Moment blitzschnell aus dem offen stehenden Fenster hinaus in die Nacht und schwebte dem dunklen Sternenhimmel entgegen.

Seine Bewegungen im Innern der kosmobiologischen Kraftströme erfolgten so schnell, daß Passanten und Autofahrer, die die Straße um diese Zeit benutzten, nicht das geringste wahrnahmen.

Schneller als ein Gedanke jagte Frank Morell als Mirakel durch die Nacht, über Frankfurt hinweg, und im Gedankenflug erreichte er quasi im gleichen Augenblick jenen Ort, von dem aus er mit hochempfindlichen Sinnen die Gefahr registriert hatte…

*

»John! Tu’s nicht!« Bill Parker hatte das Gefühl völlig gelähmt zu sein.

Er war unfähig auch nur eine einzige Abwehrbewegung zu machen.

Ballicks Finger zogen durch. Die Waffe spuckte Feuer. Wie ein Hornissenschwarm verließen die Projektile den Lauf.

Bill Parker erwartete die todbringenden Kugeln, die ihn schließlich doch nicht erreichten!

Wie ein roter Blitz kam etwas vom Himmel herab…

Eine – menschliche Gestalt?

In dieser Sekunde, da alles drunter und drüber ging, war Parker davon überzeugt, endgültig vor Angst den Verstand verloren zu haben. Was er sah, konnte schließlich niemals Wahrheit sein.

Der Mensch vor ihm bewegte sich mit unvorstellbarer Geschwindigkeit. Seine Beine, seine Arme schienen überall zu sein. Sie wirbelten wie Dreschflegel durch die Luft. Deutlich war zu hören wie die Projektile gegen etwas Hartes stießen, als ob sie gegen Stein oder Metall prallen würden. Abgeplattet fielen sie wirkungslos zu Boden.

Schuld an diesem Ergebnis war niemand anders als Mirakel, der Dyktenmann.

Wie ein Schutzschild hatte er sich im letzten Augenblick zwischen Bill Parker und den Schützen, John Ballick, geworfen. Die Projektile konnten ihm nichts anhaben. Sie prallten am Strom der kosmobiologischen Kräfte ab, die sich rund um seinen Körper bildeten und innerhalb der er gegen die herkömmlichen, bekannten Elemente, die einem Menschen unweigerlich den Tod brachten, geschützt war. Innerhalb dieser Aura war er sogar fähig, die eisige Kälte und die Luftleere des Weltalls zu ertragen.

Das Donnern der Geschoßsalve verebbte. Und selbst wenn Ballick es gewollt hätte, wäre er nicht mehr in der Lage gewesen, nochmal zu schießen. Der rote Blitz zuckte auf ihn zu. Ballick, der eben noch das Gewehr in der Hand hielt, hatte nun keines mehr. Die Waffe wurde ihm wie durch Zauberei entrissen und landete klatschend auf dem feuchten Rasen.

John Ballick starrte mit weit aufgerissenen Augen auf die fremde, ungewöhnlich aussehende Gestalt. Einen solchen Menschen hatte er noch nie gesehen! Der Fremde trug einen rubinroten, hauteng anliegenden Anzug und war von einer schimmernden Aura umgeben. Er erinnerte irgendwie an einen Superhelden aus dem Kino. Seine goldenen Stiefel waren an den Außenrändern mit kleinen Flügeln versehen, ebenso die langen, eng anliegenden Stulpenhandschuhe.

Eilige Schritte näherten sich. Die Kollegen der beiden Wachhabenden tauchten im Nebel auf. Mit gezückten Pistolen.

Sie sahen die außergewöhnliche Szene, wußten jedoch nicht, was sie davon halten sollten. Mit ratlosen, bleichen Gesichtern umringten sie John Ballick, Bill Parker und Frank Morell.

Der im wahrsten Sinn des Wortes vom Himmel herabgefallene Mann flößte ihnen Angst, aber auch Respekt ein.

Bill Parker kam taumelnd auf die Beine. Er sah, wie einer der Wächter seine Waffe auf Morell richtete und wie sich sein zitternder Finger um den Abzugshahn spannte.

»Nicht!« rief Parker. Mit schnellem Schritt lief er auf den Verwirrten zu. »Er hat nichts damit zu tun! Er hat mir das Leben gerettet. John hat die Waffe auf mich gerichtet. Er hat geschossen…«

Frank Morell stand dem Schützen gegenüber. »Warum haben Sie das getan? Was hat Sie dazu veranlaßt, die Waffe auf ihren Begleiter zu richten und zu schießen?«

Er sprach mit klarer, deutlicher Stimme, und alle ringsum konnten es hören.

Ballick war weiß und wirkte leblos wie eine Statue. Kein Muskel regte sich in seinem Gesicht. Seine Augen glühten wie im Fieber.

»Können Sie mich überhaupt hören?« fügte Morell mit ruhiger Stimme hinzu.

Ein kaum merkbares Nicken wurde angedeutet…

»Was haben Sie gefühlt? Was fühlen Sie jetzt?«

Ballick wirkte wie ein Hypnotisierter. Die Worte schienen ihn überhaupt nicht oder wie durch eine kompakte Wand zu erreichen.

Dann, ganz plötzlich, schien der Bann von ihm zu weichen, und er antwortet. »Da war… etwas«, begann er stockend zu berichten. Mit irrlichternden Augen blickte er sich in der Runde um, als müsse er sich erst vergewissern, wo er sich eigentlich befand und wer all die Menschen waren, von denen sie umringt wurden. Nach und nach erst schien seine Erinnerung wieder einzusetzen. »Ich habe es… ganz deutlich… gespürt.« Seine Stimme klang schwach und matt. »Aber – was ist denn geschehen? Warum starrt ihr mich alle so an?«

Da erst blickte er auf seine Hände und merkte, daß sie leer waren. »Mein Gewehr! Wo ist es?!«

Es kam, wie es kommen mußte… Frank Morell winkte Bill Parker zu sich heran. Der konnte Aufklärung geben, weil er alles mit wachen Sinnen mitbekommen hatte.

Als er von den Schüssen auf sich sprach, zeigte sich auf John Ballicks Gesicht ein erschreckter Ausdruck. Es stellte sich heraus, daß der junge Soldat nicht die geringste Ahnung hatte, was sich innerhalb der letzten Sekunden vor Morells Auftauchen abgespielt hatte. Immer wieder konnte er nur von gewissen Einflüssen reden, die er wie

schleichendes Gift in seinen Körper hatte eindringen spüren…

Die Situation, die Frank Morell alias Mirakel aus eigener Initiative herbeigeführt hatte, forderte ihren Tribut. Hier konnte er sich nicht so einfach hinwegstehlen. Man würde Erklärungen fordern… über seine Person, über seine Absichten…

Den Engländern, mit denen er es zu tun hatte, sah man die Skepsis in den Gesichtern an.

John Ballicks Bewußtsein wurde wieder klar, wenn auch die Erinnerungslücke der letzten Minuten voll erhalten blieb. Alles, was mit den Schüssen in Zusammenhang stand, daran konnte er sich einfach nicht erinnern.

Aufgrund einer Meldung an die mobile Station, wo ein Funker die Nachricht entgegennahm und sofort an die obere Dienststelle weiterleitete, landete ein Hubschrauber mit drei hohen Militärs und drei Leuten vom Staatssicherheitsdienst. Für Frank Morell wurde es eines der ernsthaftesten und schwierigsten Gespräche mit Partnern, denen er seine Anwesenheit und sein Eingreifen plausibel machen mußte.

Dieses Gespräch wurde in der Abgeschiedenheit des Helicopters, ohne Beisein des Piloten, geführt. Morell wußte, daß die Geschichte, die er diesen Männern notgedrungen erzählen mußte, alles andere als überzeugend klang.

Es kam nicht darauf an, seine Identität zu lüften. Dies hätte er nie getan. Es war aber notwendig darauf hinzuweisen, daß er nun mal über Kräfte und Fähigkeiten verfügte, die einem Normalsterblichen nicht zur Verfügung standen.

So phantastisch und unglaublich seine Geschichte sich anhörte – man glaubte ihm! Und das aus einem besonderen Grund: bei allen Regierungen und Staatssicherheitsdiensten der Welt lagen Informationen vor, wonach angeblich schon in der letzten Zeit gehäuft ein fliegender Mensch aufgetreten sein sollte. Niemand wußte etwas über seine Identität, über seine Herkunft… Und nun tauchte er hier, sechzig Meilen von London entfernt, bei der rätselhaften Turmruine auf und verstärkte die Rätsel nur noch, die sich um das rankten, was sich am Fuß der Ruine befand.

Morell konnte seine Zuhörer davon überzeugen, daß offensichtlich eine unsichtbare Gefahr oder nur ein hypnotischer Befehl aus einem fremden, unfaßbaren Reich gekommen war, das man nur über das riesige Skelett erreichen konnte.

Seit dem Verschwinden mehrerer Menschen und den Aussagen eines Scotland Yard-Beamten, der noch immer mit einem schweren Schock und Wahnvorstellungen in der geschlossenen Abteilung eines Hospitals lag, stand dieser Ort im Mittelpunkt des Interesses bestimmter Stellen. Die Tatsache, daß man bisher noch keinen

Vorstoß unternommen hatte, um das Skelett näher zu untersuchen, bewies, daß man die Vorgänge ernst nahm und fürchtete, durch die Aktionen etwas in Gang zu bringen, was nur noch viel schlimmer für viel mehr Menschen werden konnte.

Man war für jeden Hinweis und jede Hilfe dankbar. War – dieser Mann eine Hilfe? Oder – war er eine Gefahr, die sich von dort eingeschlichen hatte? Waren die Beobachtungen, die Bill Parker gemacht hatte, ebenso auf Halluzinationen zurückzuführen wie die Vorstellungen John Ballicks, der nach wie vor behauptete, irgendetwas Namenloses, Unfaßbares gespürt zu haben?

Die abgeplatteten Projektile auf dem Rasen vor der uralten Turmruine redeten ihre eigene Sprache. Alles schien in der Tat darauf hinzuweisen, daß John Ballick seinen Kollegen Bill Parker hätte durchlöchern können, wenn Frank Morell nicht aufgetaucht wäre.

Mirakel erbat sich die Erlaubnis, den Turm aufzusuchen und das riesige Skelett zu passieren, um es zu kontrollieren. Lauerte dort in Turm und Skelett die Gefahr, die sie alle befürchten mußten?

Mit Skepsis und unter strengster Beobachtung bewaffneter Bewacher durfte Morell sich dem Turm nähern und die Verbarrikadierung passieren. In seiner Begleitung befand sich ein hoher Militär und ein Beamter des Staatssicherungsdienstes, der seine Pistole ebenfalls schußbereit hielt.

Gewehre waren auch auf Morell gerichtet. Um Bill Parkers Lippen spielte, trotz des Befehls, den er ausführte, ein geheimnisvolles, wissendes Lächeln. Er hatte den Fremden in Aktion gesehen – und er wußte, daß dieser Mann, wenn er wollte, sie alle mit einem Handstreich niederschlagen konnte. Dieser Mann konnte sich bewegen mit der Geschwindigkeit eines Blitzes und keine Kugel vermochte ihm etwas anzuhaben! Dies war wunderbar, wenn man bedachte, daß dieser Mensch auf der Seite des Rechts stand und seine Kräfte gezielt zu Wohl und Hilfe einsetzte. Es aber war schrecklich, wenn man der Vorstellung freien Lauf ließ, daß er als Feind auftrat.

Mirakel ging seinen Begleitern zwei Schritte voran. Die ihm Folgenden hatten ihre Taschenlampen eingeschaltet, und helle, breite Lichtfinger stachen neben Mirakel in die Dunkelheit. Sie rissen den Zugang und die Treppen in das Innere der Ruine aus der Finsternis.

Hohl klangen die Schritte der Männer durch den Turm. Im Gemäuer raschelte und rumorte es. Ratten und Mäuse waren hier zu Hause. Allerlei Getier kroch aus den Ritzen und Spalten an den Wänden entlang. Käfer und Spinnen hatten hier ihr Eldorado.

Die Treppe führte in die Erde. Dann schien es auf verschlungenen Pfaden in das Innere des Hügels zu gehen. Und ganz plötzlich breitete sich ein riesiger Eingang vor ihnen aus, der in die Unendlichkeit zu ragen schien…

Im Licht der Scheinwerfer waren die riesigen Knochen zu sehen, die sich wie ein Tunnel über ihn spannten. Dies war der Anfang des Skeletts. Das gigantische Skelett selbst war ein Schacht, innerhalb dessen sie sich ohne Schwierigkeiten bewegen konnten.

Die Knochen waren fahl und glatt und wirkten neu. Keine Spuren von Vergänglichkeit und Alter.

Mirakel strebte mit ruhigen Schritten und aufmerksamen Sinnen durch das Skelett dem anderen Ende entgegen, wo der riesige Kopf sich befand und zum Tor in eine andere Dimension wurde.

Der Dykte war einzige gespannte Aufmerksamkeit. Mit seinen übersensiblen Sinnen versuchte er wie John Ballick Einflüsse zu erkennen, die diesem offensichtlich den Kopf verdreht hatten. Er konnte jedoch nichts dergleichen registrieren. Am Ende des Skeletts angekommen, mußte er die überraschende Entdeckung machen, daß der Zugang in das Reich Shimba-Loos nicht mehr existierte!

Er stand mit seinen Begleitern vor einer nackten, kahlen Felswand, die ihnen den Weg versperrte.

Diese Felswand hatte es damals nicht gegeben!

*

Jeder hatte seine eigenen Gedanken. Frank Morell seine besonderen…

Wenn das riesige Skelett im Innern des Hügels nicht mehr durchlässig war – dann bedeutete dies: Shimba-Loo hatte den Kampf aufgegeben! Er wollte nicht mehr, daß Menschen von dieser Seite der Welt zu ihm herüberkamen, und er schob damit auch gleichzeitig einen Riegel von seiner Seite aus vor. Aber dies stand im genauen Gegensatz zu dem, was er ursprünglich im Sinn führte!

Irgend etwas stimmte hier nicht. Shimba-Loo hatte niemals seinen Anspruch aufgegeben, seine eigene Welt zu bevölkern und die Welt der Menschen in Besitz zu nehmen. Offenbar hatte er lediglich die Methode geändert.

Was er dort drüben in Shimba-Loos unfaßbarer Welt erlebt und erfahren hatte, war nicht im geringsten abgeschwächt worden und bestand noch immer. Die Erkenntnis von sieben geheimnisvollen, sprechenden Kugeln drängte sich Morell auf. Shimba-Loo fürchtete diese Kugeln. So zumindest hatte es ihm die Stimme gesagt. Bis zur Stunde hatte Morell nicht den geringsten Hinweis darauf gefunden, was mit den Kugeln gemeint war, und wo sie sie hätte entdecken können.

Dies bedeutete: Shimba-Loo war nach wie vor im Vorteil. Und er würde alles einsetzen, diesen Vorteil auszunutzen.

Die Ereignisse draußen vor dem Turm bewiesen, daß Shimba-Loo

wieder aktiv geworden war. Diesmal nur anders. Vorsichtiger.

Mehr denn je war Frank davon überzeugt, daß John Ballick in jeder Beziehung die Wahrheit gesagt hatte. Da war wirklich etwas gewesen. Aber was?

Gespenstische Ereignisse warfen ihre Schatten voraus… Ereignisse, die Menschen in Not und Gefahr oder – den Tod brachten…

*

Aus dem Unsichtbaren heraus war alles beobachtet worden. Nichts war ihr entgangen.

Ein sarkastisches Lächeln umspielte die Lippen der schönen, unsichtbaren Frau, die keine Frau, sondern eine Bestie war.

Die Namenlose stand nackt im Nebel, und ihr Blick glitt über die Menschen hinweg, die halbkreisförmig den alten Turm umstanden und auf die Rückkehr der Eingedrungenen warteten.

Sie alle schienen dort eine Gefahr zu wittern. Aber sie war längst da. Sie galt speziell einer Person, die nach Shimba-Loos Wille ihr Recht auf Leben verwirkt hatte. Frank Morell alias Mirakel war ihr Todfeind. Nur er konnte etwas ausrichten. Wenn er beseitigt war, würde nichts mehr Shimba-Loos Rückkehr und Auftritt in diese Welt verhindern. Das Skelett war Sinnbild des Todes und des Lebens. Shimba-Loos Zeit, der schon mal hier weilte, würde wieder auferstehen – mit der Auferstehung des Skeletts, das sein Körper war!

*

Der Rachedämon wandte sich um und verschwand in Dunkelheit und Nebel Richtung Straße. Niemand sah ihn, niemand hörte ihn.

Eine halbe Meile vom Ort des Geschehens entfernt, löste die schöne Namenlose sich aus ihrer unsichtbaren Tarnung. Sie glitt aus der Vierdimensionalität in die dritte Dimension. Gleichzeitig, während ihr Körper sich wie ein schemenhafter Geist entwickelte, bildete sich durch die Magie Shimba-Loos die Kleidung, die für diese Zeit und für sie notwendig war. Im nächsten Moment trug sie hauteng anliegende weiße Jeans und einen saloppen, tief ausgeschnittenen Pulli. Über dem Arm hing eine leichte Übergangsjacke, und in der Hand hielt sie eine prall gefüllte Reisetasche.

Die blonde Frau ging die Straße entlang Richtung London. Sie hielt sich immer ganz rechts am Randstreifen.

Sie wußte um diese Welt und war über jede Besonderheit und über die Art der Menschen zu leben informiert. Shimba-Loos Wissen war zu dem ihren geworden…

Sie hoffte, per Anhalter weiterzukommen. Ihre Hoffnung erfüllte

sich rasch. Schon nach wenigen Minuten kam ihr ein Fahrzeug entgegen. Der rücksichtsvolle Fahrer blendete ab, als er die einsame Spaziergängerin am Straßenrand winken sah. Er ging mit der Geschwindigkeit herunter und stoppte neben ihr.

Am Steuer saß ein junger, dunkel gelockter Mann. Auf dem Rücksitz lagen mehrere Musterkoffer, und am hinteren Fenster hingen zwei Anzüge und ein Jackett.

Der Fahrer kurbelte das Fenster herunter und sprach die Anhalterin an. »Sie haben sich keine gute Zeit und kein besonders schönes Wetter für Ihren Spaziergang ausgesucht, Miss.« Er lachte jungenhaft. Sein Alter war schlecht zu schätzen. »Darf ich Sie irgendwohin bringen?«

Die Unbekannte kam lächelnd heran und beugte sich nach unten. »Das dürfen Sie gern, wenn Sie wollen. Fahren Sie nach London?«

»Nicht direkt. In die Richtung – ja.«

»Wie weit fahren Sie noch?«

»Noch gut dreißig Meilen.« Er nannte den Namen einer Ortschaft, der ihr jedoch sofort wieder entfiel.

»Nun, das ist wenigstens etwas. Dann werd' ich schon irgendwie weiterkommen. Wenn Sie mich mitnehmen würden?«

Er öffnete die Tür. »Aber gern. Eine so charmante Begleitung findet man nicht jeden Tag.«

Sie nahm neben ihm Platz. Die Jeans knackten in den Nähten, als sie die Beine anzog. Die Namenlose stellte die Reisetasche vor ihre Füße und zog die Tür zu.

Im Wagen roch es, als ob jemand einen Liter Parfüm verspritzt hätte.

Der Fahrer grinste. »Ich kann mir jetzt vorstellen, was Sie denken«, sagte er rasch, noch ehe sie eine Frage stellen konnte.

»Hier riecht's wie in einem siebenstöckigen Freudenhaus, ich weiß. Aber das bringt mein Job so mit sich. In den Koffern – dort hinten auf dem Rücksitz – transportiere ich fünfzehn verschiedene Sorten duftender Seifen und rund sechzig verschiedene Parfüms und Eau de Colognes. Ich bin Handelsvertreter. Dies nur, um meinen guten Ruf zu wahren.« Er lachte, und sie stimmte fröhlich mit ein.

Sie war ihm auf den ersten Blick sympathisch und tat so, als ob er es für sie auch sei. Die Namenlose selbst konnte weder Sympathie noch Zuneigung empfinden. Sie hatte kein menschliches Herz, keine menschliche Seele…

»Mein Name ist Tom Delay«, stellte er sich vor.

Sie sah ihn an. Ihre Reaktion erfolgte wie aus der Pistole geschossen. »Und ich heiße – Lorette Mallory.«

Sie kamen schnell ins Gespräch. Freimütig erzählte Delay über sein Leben, seine Arbeit, seine Interessen und Hobbies. Und sie ging darauf ein. Der Dialog ergab sich wie von selbst, und wie bei einem

Tennisspiel gingen die Balle hin und her. Die Zeit verflog im Nu.

Plötzlich fuhr Tom Delay zusammen. »Das gibt es doch nicht!« entfuhr es ihm.

Lorette Mallory sah ihn erschreckt an. »Was ist denn los mit Ihnen?«

Er begann plötzlich zu lachen. »Wissen Sie, was mir passiert ist? Die letzte Ortschaft, durch die wir gefahren sind war mein Ziel gewesen.«

»Oh! Dann müssen Sie mich ganz schnell aussteigen lassen.«

»Wer sagt das? Wenn ich Sie vorhin recht verstanden habe, wollten Sie doch bis nach London?«

»Okay, aber damit haben Sie ja nichts zu tun. Halten sie bitte dort an der Straßenecke!«

Er schüttelte den Kopf. »Und wenn ich nicht will?« Er sah sie merkwürdig von der Seite an.

»Ich weiß nicht, wie ich das verstehen soll.« Sie reagierte, wie man es von einer Dame erwartete.

»Wir fahren einfach weiter! Wenn ich schon auf dem Weg bin, dann kommt es auf die letzten zwanzig Meilen auch nicht mehr an. Wir haben so nett miteinander geplaudert, daß es Unsinn wäre, das Gespräch jetzt schon abzubrechen. Finden Sie nicht auch?«

Sie sah ihn mit ihren großen, glänzenden Augen an. »Extra wegen mir wollen Sie nach London fahren? Das kann ich unmöglich annehmen!«

»Warum eigentlich nicht? Ich mach’s gem. Außerdem beruhigt mich das.«

»Es beruhigt Sie?« wiederholte sie seine Worte.

»Ja, natürlich. Dann bin ich wenigstens sicher, daß Sie sicher im Hotel ankommen und nicht einem Wüstling in die Hände fallen. Wenn man per Anhalter unterwegs ist, weiß man ja nie, zu wem man ins Auto steigt.«

Streckenweise war der Nebel nicht so dicht, daß er nicht hätte schneller fahren können. Dennoch tat er es nicht. Er schien den Weg nach London bis zur Neige auskosten zu wollen.

Kurz vor Mitternacht erreichten sie die Innenstadt. In der Nähe des Hyde-Parks fand Lorette Mallory ein Hotel, das ihren Vorstellungen entsprach. Es war bequem und luxuriös.

Tom Delay begleitete seine hübsche Gesprächspartnerin zur Rezeption, wo sie sich anmeldete. Als Lorette sich eingetragen hatte, reichte sie ihm die Hand und blickte ihn lächelnd an. »Ich stehe in Ihrer Schuld. Ich weiß nicht, wie ich mich bedanken soll.«

»Ganz einfach«, entgegnete er kurz entschlossen. »Bedanken Sie sich damit, daß Sie mal zusammen mit mir Essen gehen oder einen Tee trinken.«

»Vielleicht«, antwortete sie nur. Aber Ihr Lächeln verriet, daß dieses vielleicht ein ›Ja‹ war.

Er würde – er dürfte – sie wiedersehen. Eigenartig, wie sehr er sich darauf freute. Es war ihm, als würde er sich von einer langjährigen Freundin verabschieden, die ihm vertraut war und die er liebte, als er ihre Hand faßte.

»Bis morgen! Um welche Zeit?« fragte er.

»Wann es Ihnen paßt…«

Sie einigten sich auf fünf Uhr am Nachmittag.

Der Portier reichte den Zimmerschlüssel über die Rezeption. Lorette Mallory hatte Apartment Nr. 227 gemietet. Es lag in der zweiten Etage. Ein Boy begleitete sie bis zum Aufzug und Tom Delay blieb in der Halle, bis der Lift seinem Blick entschwunden war.

Aufgekratzt sprang der Mann die Treppe nach unten und drehte sich jubelnd um seine eigene Achse, seine Umgebung völlig vergessend.

Der Portier, der ihm nachschaute, schüttelte den Kopf und dachte sich seinen Teil.

Lorette Mallory suchte ihr Zimmer auf und schloß es von innen ab. Im Dunkeln stand sie einige Minuten am Fenster und blickte auf die Straße. Dort fuhr Tom Delay wenig später ab.

Um die Lippen der schönen Frau spielte ein rätselhaftes Lächeln.

Er hatte angebissen! Tom Delay konnte zu diesem Zeitpunkt nicht ahnen, daß er als Werkzeug dienen sollte und sein Schicksal besiegelt war…

*

Beim Frühstück im Konstruktionsbüro entdeckte er auf der letzten Seite eines Boulevardblattes die Überschrift, die ihn elektrisierte:

»Komet stürzt auf die Erde – Frau begegnet sprechenden Kugeln!«

›Von mehreren Zeugen wurde gestern im Südwesten Englands eine helle Lichterscheinung am Himmel erblickt. Nach Augenzeugenberichten soll dort im Devon-Moor ein Komet auf die Erde gestürzt sein. Ein Paar, das zu später Stunde im Fahrzeug unterwegs war, hielt sich nahe der Stelle auf, wo der Komet Bodenberührung hatte. Beide Personen verließen das Auto, um den Aufschlag näher zu untersuchen.

Dabei kam es zu einem Ereignis, das niemand erwartet hatte.

Die beiden einsam Reisenden gerieten offensichtlich in den Einfluß einer Sphäre, deren Anwesenheit jedoch Wissenschaftlicher bisher nicht bestätigten.

Beim Näherkommen wurden beide Personen ohnmächtig und erst in den frühen Morgenstunden durch Arbeiter einer nahen Baustelle

gefunden.

Die Bewußtlosen wurden in ein Hospital nach Devon gebracht, wo sie kurze Zeit später erwachten.

Unbestätigten Meldungen zufolge, sollen beide Personen unabhängig voneinander in der Zeit ihrer Ohnmacht ähnliche Traumerlebnisse durchgemacht haben. So wußte der Mann – ein gewisser Steven Whitter – zu berichten, daß er in einem riesigen Krater geschwebt sei, an dessen Fuß er zahllose, merkwürdige und pulsierende Kugeln entdeckt hätte. Die Frau erzählte, daß sie ebenfalls solche Kugeln gesehen habe, zwischen denen sie schwerelos schwebte und die zu ihr sprachen.

Wissenschaftler sind zur Zeit damit beschäftigt, die Absturzstelle zu untersuchen und Material des Kometen zu bergen.

Psychologen haben sich des Paares angenommen, um mit ihnen über die seltsamen Erlebnisse zu sprechen.‹

Frank Morell las diese Meldung dreimal. Sprechende Kugeln! Er wurde sofort an sein Erlebnis im dämonisch-phantastischen Reich Shimba-Loos erinnert.

War es ein Zufall, daß jemand ausgerechnet diesen Begriff gewählt hatte?

Der Mann mit dem Dyktengeheimnis war nachdenklich. Doch er versuchte sich diesen Zustand im Kreis seiner Kollegen nicht anmerken zu lassen. Heiter plauderte er über alltägliche Dinge mit Petra Welton und Alexandra Becker, für die er ganz besondere, persönliche Sympathien hegte.

Sein Kollege Bogner erzählte beim Frühstück von seinem neuen Plan, einen kleinen Spielfilm zu drehen, für den er noch einige Darsteller suchte. Alexandra Becker und Petra Welton sollten mit von der Partie sein. Bogners großes Hobby war der Schmalfilm. Jede freie Minute und jede Mark, die er erübrigen konnte, steckte er in dieses Steckenpferd. Die Filme, die bei ihm in einer kleinen Dachwohnung entstanden, die er sich wie ein Aufnahmestudio eingerichtet hatte, konnten sich sehen lassen.

Frank Morell war an diesem Morgen nur mit halbem Ohr bei den Gesprächen, die am Tisch geführt wurden.

Durch den Zeitungsbericht, den Hunderttausende mehr oder weniger interessiert lasen, glaubte Morell eine Spur entdeckt zu haben, die er die ganze Zeit über gesucht hatte.

War dies wirklich ein Zufall? Oder war die Zeit reif für das, was er in Andeutungen in Shimba-Loos Dämonenreich vernommen hatte?

Er mußte es genau wissen. Im Interesse derer, die nichts ahnten und in seinem eigenen Interesse.

Er blieb nur noch eine Stunde im Büro. Dann ließ er sich unter einem Vorwand freigeben. Er fuhr an den Stadtrand von Frankfurt,

Richtung Taunus und stellte sein Fahrzeug auf einem schmalen Feldweg, der von der Straße aus nicht einsehbar war, ab.

Hier nahm er die Verwandlung in Mirakel vor.

Drei Sekunden später stieg der Dykte lautlos und rasend schnell in den grauen Himmel und überwand schneller als jedes Flugzeug den Raum zwischen Deutschland und England.

Mirakels Ziel war Devon. Jener Ort, wo die beiden Menschen, die in der vergangenen Nacht die seltsame Begegnung hatten, in einem Hospital untergebracht waren.

Unweit des Gebäudes entdeckte er mit seinen hochempfindlichen Sinnen eine abgelegene, verwinkelte Straße, die auf einen Autofriedhof mündete.

Mit raschem Rundblick vergewisserte er sich, daß er sich ohne Gefahr für seine Identität wieder in Frank Morell zurückverwandeln konnte.

Mit leicht angewinkelten Beinen stieg er aus der Luft herab, die ihn leise zischelnd umströmte.

Jenseits eines hohen Maschendrahtzauns, hinter dem sich die rostigen Wracks auftürmten, bekam er festen Boden unter die Füße. Niemand beobachtete ihn. Niemand bemerkte seine Nähe.

Morell griff nach dem Kristall auf seiner Hand, er fiel ihm förmlich entgegen. Im gleichen Augenblick, als die direkte Verbindung zu seinem Herzen unterbrochen wurde, verschwand sein Dyktenaussehen und hoben sich seine Dyktenkräfte auf. Morell war wieder ein normaler Mensch. Er lief die Straße entlang, umrundete in weitem Bogen einige dicht beieinander stehende, abseits gelegene Wohnhäuser und erreichte die Hauptstraße Richtung Hospital.

Hier waren Menschen, hier herrschte Betrieb.

Morell fiel nicht auf. Er trug einen grauen Tagesanzug, ein weißes, gemustertes Hemd und eine gestreifte Krawatte.

Das Hospital war von einem Park umgehen. Als Morell das Portal erreichte, fing es gerade an leicht zu nieseln.

Patienten liefen in Morgenmänteln auf den breiten Korridoren auf und ab. Eine Schwester kam mit einer Spritze aus einem Krankenzimmer, der Geruch von Karbol und Desinfektionsmitteln schlug ihm entgegen.

Frank Morell folgte dem Wegweiser, an dem die Aufschrift ›Anmeldung‹ und ›Verwaltung‹ angebracht war.

Dort erkundigte er sich nach Steven Whitter und Beverly Summer.

Die Frau in der Anmeldung, klein und grauhaarig, blätterte in den Akten.

Dann sagte sie etwas, womit er nicht gerechnet hatte.

»Steven Whitter… Beverley Summer… richtig. Es ist das Paar, das im Morgengrauen eingeliefert wurde. Aber es konnte nach ambulanter

Behandlung wieder entlassen werden, Sir.«

»Man hat doch sicher die Anschriften der beiden Personen notiert.«

»Natürlich, Sir. Hier herrscht Ordnung.« Das ältliche Fräulein mit der geblümten Bluse sah ihn über den Rand ihrer Brille hinweg an. »Sie möchten die – Anschriften haben?«

Frank nickte. »Ja, sehr gern.«

»Und aus welchem Grund?«

»Mich interessieren die beiden Leute beruflich«, reagierte er schnell. »Schließlich trifft man nicht alle Tage Menschen, die den Einschlag eines Kometen beobachten und dabei noch seltsame Erlebnisse haben. Ich bin bei einer Zeitung beschäftigt und interessiere mich sehr für den Vorfall.«

Die ältliche Dame nickte. »Das erklärt alles.« Sie zog einen Notizblock heran und notierte Namen und Adressen der beiden Personen, die vor zwei Stunden das Krankenhaus verlassen hatten. »Ich kann natürlich nicht sagen, daß sie unter diesen Anschriften auch erreichbar sind. Das Paar war geschäftlich unterwegs, und es ist ohne weiteres möglich, daß es die Reise unverzüglich wieder aufgenommen hat. So viel ich mich erinnere, wollte Miss Summer jedoch eine Verwandte besuchen, die hier in der Nähe von Devon wohnt. Es handelt sich um die Ortschaft Hampton am Rande des Dart-Moors, nur rund sechs Meilen entfernt. Miss Summer wollte sich dort auf Grund ärztlicher Empfehlung noch einige Tage ausruhen. Die gleiche Absicht hat auch Mister Whitter geäußert. Und die Wahrscheinlichkeit, daß Sie das Paar unter der in Hampton angegebenen Adresse finden, ist sehr groß, Sir. Wenn Sie einen guten und exklusiven Bericht schreiben wollen, dann allerdings sollten Sie sich doch beeilen«, fügte sie unvermittelt hinzu.

»Weshalb? Was meinen Sie damit?« fragte Morell erstaunt.

»Weil Sie nicht der Erste sind, der sich nach Mister Whitter und Miss Summer erkundigt hat. Kurz vor Ihnen war eine hübsche junge Frau hier. Eine Kollegin von Ihnen. Sehr attraktiv, blond, charmant… Sie wollte Mister Whitter und Miss Summer ebenfalls sprechen. Leider, hier im Krankenhaus, ohne Erfolg. Wahrscheinlich ist Ihre Kollegin nun schon auf dem Weg zu der in Hampton angegebenen Adresse…«

Sie wollte noch etwas hinzufügen, wurde jedoch daran gehindert. In diesem Augenblick wurde an die Tür geklopft.

»Herein!« sagte die ältliche Dame in der Anmeldung.

Die Tür wurde geöffnet – und eine schöne, blonde Frau, jung, verführerisch, interessant und langbeinig betrat das Office.

Die grauhaarige Verwaltungsangestellte lachte. »Na, so was! Eben habe ich gerade noch von Ihnen gesprochen – und nun sind Sie schon da, Miss Mallory!«

*

Morell zog die Augenbrauen empor.

Die Ältliche hatte nicht übertrieben. Die »Kollegin« war eine Frau jener Art, der man nicht jeden Tag begegnete. Sie war eine einsame Klasse für sich.

»Ich mußte noch ’mal zurückkommen. Stellen Sie sich vor: Als ich im Wagen saß, stellte ich fest, daß ich meinen Zettel nicht dabei hatte. Ah – da liegt er ja.«

Es waren nur wenige Schritte, die sie von der Tür bis zum Schreibtisch zurückzulegen hatte. Aber die Art und Weise, wie sie ging, zog die Blicke jedes Mannes auf sich.

Auf der äußersten Kante lag tatsächlich ein Zettel. Die Schöne nahm ihn an sich.

»Das ist übrigens ein Kollege von Ihnen«, bemerkte die Krankenhausangestellte unvermittelt. »Unsere beiden Patienten werden noch berühmt, wenn die Presse sich weiterhin so rührig um sie bemüht. Wenn Sie Kollegen sind – dann werden Sie sich wohl kennen.«

Lorette Mallory wandte den Kopf. Ihr sanft gewelltes, dichtes Haar rahmte ein ebenmäßiges, schönes Gesicht. Sie schüttelte den Kopf. »Nein – da irren Sie. Wir kennen uns nicht – noch nicht.« Sie lächelte freudig überrascht und sprach Morell an. »Bei welchem Blatt sind Sie tätig?«

Er nannte den Namen einer bekannten deutschen Wochenzeitschrift. »Ich halte mich zufällig hier im Gebiet von Devon auf. Die Nachricht vom Aufschlag eines Meteors hat sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Ursprünglich wollte ich heute nachmittag nach Deutschland zurückkehren. Auf Grund der Ereignisse jedoch werde ich wohl einen oder zwei Tage anhängen. Was hier geschehen ist, interessiert unsere Leser sicher.«

Lorette Mallory nickte eifrig. Sie pflichtete ihm bei. »Die Konkurrenz ist manchmal schneller, als man denkt. Da bin ich nur froh, daß Sie für eine deutsche Zeitschrift schreiben und nicht für eine englische. So bin ich wenigstens hier auf der Insel ohne Konkurrenz.«

Morell lachte. »Die Gewißheit kann ich Ihnen geben.«

Lorette Mallory musterte ihr Gegenüber. »Sie sind ein gutaussehender Mann«, sagte sie frei heraus ohne Scheu. »Ich kann mir vorstellen, daß Sie bei Miss Summer bestimmt Erfolg haben werden, wenn Sie Fragen stellen. Sicher mehr Erfolg – als ich…«

Das ganze klang heiter und unbeschwert.

Frank Morell nickte. »Und Sie – werden wohl mehr Erfolg haben bei Mister Whitter. Ich mach’ Ihnen einen Vorschlag, verehrte Kollegin: Sie interviewen Steven Whitter – und ich Beverley Summer.

Auf diese Weise haben wir beide nur Vorteile. Was halten Sie davon?«

Die Art und Weise, wie sie den Kopf zurückbog, die Augenbrauen emporzog und ihn ansah, war bemerkenswert und unnachahmlich.

»Sie sind ein Mann, der klug ist und schnelle Entschlüsse faßt. Das imponiert mir. Es ist schade, daß wir nicht gemeinsam für dasselbe Blatt arbeiten. Es wäre bestimmt ein Vergnügen. Aber allen Ernstes: Machen wir's wie abgesprochen? Wir sparen Zeit und haben darüber hinaus den Vorteil, mehr Material zusammenzutragen, als ein Einzelner das im Augenblick kann. Vorausgesetzt natürlich, daß sich das alles lohnt. Das aber weiß man ja nie, wenn man eine Sache anpackt…«

Dies war das erste Zusammentreffen zwischen Frank Morell und Shimba-Loos Rachedämon, eine ganz zufällige Begegnung zweier Menschen…

*

Als sie das Office verließ, begleitete er sie bis zum Parkplatz des Hospitals. Zu einer Frau wie ihr paßte ein silbergrauer Bentley.

Frank Morell nickte anerkennend. »Sie haben entweder reiche Eltern – oder aber einen großzügigen Verleger.«

Lorette Mallory lachte. Von Anfang an wirkte sie auf ihn frisch, sorglos und unbeschwert. »Vielleicht stimmt das eine wie das andere. Reiche Eltern – und ein Job, mit dem sich viel Geld verdienen läßt. Das zweite ist dabei nicht 'mal so wichtig, wenn das erste stimmt. Dann wiederum ist nur die Hauptsache, daß man viel Freude bei der Arbeit hat. Und die hab' ich. Als Reporterin, die versucht, besonders interessante Stoffe ausfindig zu machen, bin ich voll ausgelastet. Für mich ist das alles ein Hobby. Mehr nicht. Wenn es mir eines Tages nicht mehr paßt, hänge ich die ganze Sache an den Nagel. Damit hat sich's.«

Sie glitt wie eine Offenbarung hinter das Steuer. »Ich würde Sie gern mitnehmen, aber das läßt sich im Moment schlecht realisieren. Ich habe noch eine Besprechung in Exeter. Erst dann kann ich Mr. Whitter ein bißchen auf den Zahn fühlen. Hoffentlich treffe ich ihn später auch noch an…«

Sie nickte ihm noch mal freundlich zu und startete.

Frank Morell blickte dem Bentley nach, bis er um die Straßenecke verschwunden war. Eine Episode war zu Ende – eine andere begann…

Im Gegensatz zu Lorette Mallory hatte er es sehr eilig, sofort Informationen aus erster Hand zu bekommen. Die Sache mit den »sprechenden Kugeln« beschäftigte ihn unablässig.

Der Weg nach Hampton – am Rande des Dart-Moors – war für ihn so kurz wie der nächste Gedanke.

Hinter einem Mauervorsprung vollzog er die Verwandlung in Mirakel und schnellte schwerelos in die Luft.

Außerhalb der winzigen Ortschaft, in der nur einige kleine Häuser standen, setzte er seinen Fuß auf den Boden. Eine schlangengleich gewundene Straße führte ins Dorf. Dahinter begann die Weite des Moores. In dem Dorf schienen hauptsächlich alte Leute zu leben. Morell hielt vergebens Ausschau nach jungen Menschen.

Er gab seine Dyktengestalt auf und näherte sich – unauffällig wie ein normaler Spaziergänger – dem Ortseingang.

Dort stieß er auf einen alten Mann, der die Straße kehrte. Morell sprach ihn an und erkundigte sich nach der Firthstreet.

»Firthstreet?« krächzte der Alte und sah den Frager an, als sei der nicht ganz richtig im Kopf. »Was wollen Sie denn da?«

»Jemand besuchen«, erwiderte Frank.

Das knittrige Gesicht des Alten schien in diesem Augenblick noch mehr Falten anzunehmen. »Besuchen… hmm, nun ja… es kommt eben immer darauf an, wen oder was man besuchen will.« Mehr sagte er dazu nicht. Er deutete die Hauptstraße entlang und gab Morell an, am Ende der Straße einfach links den ersten Feldweg zu benutzen. »Dann stoßen Sie genau auf das Haus, das Sie suchen.« Es war etwas in seiner Stimme, das Frank nicht gefiel.

Der Deutsche folgte dem Weg wie angegeben. Er erreichte das Ende der Straße und bog links ab. Er hatte das Gefühl, direkt in das Moorgelände zu laufen. Links und rechts vom Weg wuchs dichtes Buschwerk. Niedrige Sträucher, dorniges Gestrüpp und einzelne Bäume. Vögel zwitscherten. Hinter Sträuchern und Bäumen zeigte sich ein altes, spitzgiebliges Haus, das düster und verloren in dieser Einsamkeit des Sumpfes wirkte.

Morell ging darauf zu.

Das Tor hing windschief in den Angeln und war weit geöffnet. Der Weg zum Haus war mit großen, klobigen Steinen gepflastert, zwischen denen meterhoch das Unkraut wuchs. Neben dem Haus stand ein baufälliger Schuppen mit eingedrücktem Ziegeldach. Dieser Schuppen stand dem Aussehen des Hauses in nichts nach. Dort gab es kein heiles Fenster mehr, und durch die riesigen Löcher im Dach fuhr der Wind. Der Regen hatte freien Eingang in die Räume.

Morell warf einen irritierten Blick auf das Papier, das ihm die Krankenhausangestellte mitgegeben hatte.

Es gab keinen Zweifel: die Adresse stimmte! Ein verwittertes, rostiges Schild an der Außenwand, direkt neben der ehemaligen Haustür, deckte sich genau mit der Hausnummer, die er auf seinem Zettel stehen hatte.

Hier sollte Beverley Summer wohnen?

Morell schloß die Augen und öffnete sie gleich darauf wieder, um

sich zu vergewissern, ob er den gleichen Anblick immer noch hatte. Es hatte sich nichts geändert. Dies war auch keine Halluzination. Da stand ein Haus, das seit Jahrzehnten nicht mehr bewohnt sein konnte und das ihm als Wohnstätte einer Frau angegeben worden war.

Nun verstand er auch die verwunderte Reaktion des alten Mannes am Ortseingang.

Der mußte ihn für einen Trottel oder für einen Verrückten halten! Natürlich konnte er hier niemand besuchen – außer Ratten und Mäusen, oder Vögeln, die im Dachgebälk nisteten.

Morell war neugierig. Er tat nicht das, was ein anderer an seiner Stelle normalerweise getan hätte: sich umdrehen und zurückgehen. Er wollte wissen, was hier los war. Weshalb hatte die Angestellte aus dem Hospital ihn ausgerechnet hierher geschickt? Im ersten Moment gab es eigentlich nur eine einzige Erklärung dafür: die ältliche Frau dort wußte es selbst nicht. Sie hatte sicher von Beverley Summer mit Absicht eine falsche Anschrift erhalten.

Warum aber hatte Beverley Summer überhaupt eine falsche Adresse angebeben?

Das mußte einen Grund haben. Nichts geschah schließlich ohne Sinn.

Morell sah sich aufmerksam um und näherte sich dem alten, baufälligen Haus.

Er umrundete es. Hinter dem Haus schloß sich ein hofähnlicher Garten an, der teilweise von einem verwitterten Gemäuer umgeben war. Eine verrostete Eisentür führte in die Weite der Landschaft. Dahinter begannen brachliegende Acker und der Sumpf. Eine wahre Wildnis aus dicht stehenden Bäumen und Sträuchern mit Tümpeln.

Frank stieg die ausgetretenen und verschmutzten Treppen zum Eingang des Hauses empor. Windschief hing die Tür in den Angeln, spaltbreit geöffnet. Mit harter Hand schob er sie weiter nach innen. Sie ächzte in den rostigen Angeln. Staub und Sand rieselten herab. Neben den Türpfosten saßen Spinnweben. Kokons bewiesen, daß die Spinnen hier schon ordentlich Vorrat angelegt hatten.

Unkraut wuchs zwischen den steinernen Platten und den verschimmelten Fußbodenleisten. Fette Käfer krochen über das morsche Holz und verschwanden in der löchrigen Wand.

Morell blickte sich unten in den leeren Räumen um, die trist und mitgenommen aussahen. Außer abbröckelndem Putz, Staub und faulendem Laub, das vom Wind durch die offenen Fenster zur Herbstzeit hereingetragen wurde, gab es durchweichtes Papier, Plastiktüten und sogar Konservendosen, die irgendwann hier zurückgelassen wurden. Vielleicht Jugendliche, die einige Stunden in diesem Haus kampiert hatten und dann weitergefahren waren.

Es handelte sich um ein geräumiges Haus.

Frank benutzte die wackelige Treppe, um nach oben zu gehen. In der ersten Etage war das Bild noch eintöniger als im Parterre.

Er war gerade dabei, sich auch die Bodenkammern anzusehen, als er ein seltsames Geräusch vernahm, das ihn zusammenfahren ließ.

Die Laute kamen aus dem Keller.

Ein leises Wimmern und Stöhnen… Es hörte sich an, als ob jemand gefangen gehalten würde, der sich nun auf diese Weise bemerkbar machte.

Frank Morell hielt den Atem an und lief dann rasch die Stufen nach unten.

Es war also doch jemand im Haus.

Die Geräusche konnten von keinem Tier hervorgebracht werden.

Der Eingang zum Keller war über den Korridor in der Parterrewohnung zu erreichen.

Er befand sich hinter dem Treppenaufgang zur ersten Etage.

Frank öffnete die Tür. Ein leises Quietschen übertönte das ferne Wimmern und Stöhnen.

Tiefes, undurchdringliches Dunkel gähnte ihm entgegen, und feuchte, modrige Luft traf sein Gesicht.

»Hallo?« rief er leise. Er wartete auf eine Reaktion. Sie kam nicht. Das Wimmern und Stöhnen aber blieb, als hätte der Verursacher dort unten ihn überhaupt nicht vernommen.

Da ging Frank Morell kurzentschlossen die Stufen nach unten, um sich davon zu überzeugen, was hier los war…

*

Der silbergraue Bentley hielt vor dem ziegelsteinfarbenen Haus.

Lorette Mallory wußte es genau: In diesem Haus in Exeter wollte Steven Whitter nach seinem Aufenthalt im Hospital sich ausruhen. Er hatte die Adresse eines Freundes und gleichzeitig an Kunden angegeben für den Fall, daß vom Hospital oder von dem die Angelegenheit interessierenden Psychologen Nachfragen erfolgten.

Nach der eingehenden Untersuchung hatte Whitter zusammen mit seiner Verlobten das Krankenhaus verlassen. Man hatte ihm jedoch eingeschärft, seine Tätigkeit noch nicht aufzunehmen und sich mindestens ein bis zwei Tage Ruhe zu gönnen.

Mit wogenden Hüften, den Kopf erhoben, näherte Lorette Mallory sich der Haustür. Die junge, gutaussehende Frau betätigte den Klingelknopf und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Hinter der Holztür erklangen Augenblicke später feste, sichere Schritte. Dann wurde die Tür geöffnet.

Eine Frau in mittleren Jahren, dunkles, leicht ergrautes Haar, das straff nach hinten gebunden war, stand auf der Schwelle und blickte

die Besucherin an.

»Ja, bitte? Sie wünschen?«

»Mein Name ist Lorette Mallory. Ich bin Reporterein beim Weekend-Magazine. Ich interessiere mich sehr für ein Gespräch mit Mr. Whitter, der – wie man mir sagte – sich hier im Haus aufhält. Das ist doch so, nicht wahr?«

Die Frau, die geöffnet hatte, nickte kaum merklich mit dem Kopf. »Ja – das ist so. Und nun wollen Sie Mr. Whitter gern sprechen?«

»Wenn es möglich ist. Ich möchte nur kurz einige Fragen stellen. Es wird nicht lange dauern. Ich werde ihn nicht sonderlich aufhalten. – Mr. Whitter ist doch im Augenblick hier im Haus, nicht wahr?«

»Ja«, lautete die einsilbige Erwiderung. Die Frau schien einen Moment zu überlegen, ob es richtig war, auf die Frage Lorette Mallorys so zu antworten. Dann meinte sie: »Mr. Whitter wollte eigentlich nicht gestört werden. Die Ereignisse in der letzten Nacht haben ihn etwas mitgenommen.«

»Das kann ich verstehen. Ich habe Ihnen ja auch versprochen: mein Gespräch wird nur ganz kurz sein. Darauf können Sie sich verlassen.«

Die Inhaberin der Wohnung trat einen Schritt zur Seite. »Bitte, kommen Sie herein.«

Lorette Mallory folgte der Einladung nur zu gem. Sie hatte es auch nicht anders erwartet. Wenn es Schwierigkeiten gegeben hätte, hätte sie ein wenig nachgeholfen… sie hatte da ihre eigene Methode.

Die schöne, blonde »Reporterin« betrat die Wohnung durch den schummrigen, handtuchschmalen Korridor. Auf ihn mündeten mehrere verglaste Türen. Rechts lagen die Küche, die Toilette, das Bad – links das Schlafzimmer, vom am Ende des Ganges war der Eingang zum Wohnzimmer.

Der Wohnraum war einfach, aber geschmackvoll eingerichtet. Von diesem Zimmer aus führte eine steile Wendeltreppe in einen Raum, der genau darüber lag.

Die Wohnungsinhaberin deutete auf einen schweren Sessel und sagte: »Bitte warten Sie hier einen Moment, Miss Mallory. Mr. Whitter befindet sich oben. Ich werde ihm Ihren Besuch anzeigen.«

Lorette Mallory nickte und nahm Platz. Sie blickte der Frau nach, wie sie die Treppe emporeilte und im Raum oben verschwand. Sie blieb weniger als eine Minute weg. Dann tauchte sie wieder auf.

In diesem Augenblick ging ein Klingelgeräusch durchs Haus. Jemand war im Laden. Neben dem Eingang zur Wohnung befand sich die Tür zu einer chemischen Reinigung.

»Bitte entschuldigen Sie mich, Miss Mallory. Ich muß ins Geschäft. Gehen Sie bitte die Treppe nach oben. Mr. Whitter erwartet Sie.«

Die Frau verließ das Wohnzimmer und lief eilig durch den Korridor, an dessen entgegengesetztem Ende eine schmale Tür direkt

in das Geschäft führte.

Lorette Mallory stieg die Treppe nach oben.

Es waren keine guten Gedanken, die sie hegte. Lorette Mallory war mit dem Lauf der Dinge nicht zufrieden. Unerwartet erhielt ihr Auftrag auf dieser Seite der Welt eine Ausdehnung, mit der niemand zuvor gerechnet hatte. Es war etwas eingetreten, was Shimba-Loo hatte verhindern wollen. Frank Morell, zu dem sie Kontakt aufnehmen mußte und auch aufgenommen hatte, mußte daran gehindert werden, Steven Whitter und Beverley Summer kennenzulernen.

Dies war nur möglich, indem die Leute, die plötzlich für ihn wichtig geworden waren – am Sprechen gehindert wurden.

Lorette Mallory wollte die Angelegenheit schnell bereinigen.

Der Raum über dem Wohnzimmer war nur wenig kleiner, wirkte aber bedrückend durch die abgeschrägten Wände und die vielen Möbelstücke, die hier auf engstem Raum zusammengepfercht waren. Das Zimmer stellte eine Mischung dar zwischen Aufenthalts- und Arbeitsraum.

In einer Nische, unterhalb des winzigen Fensters, stand eine Liege, von der ein Mann sich erhob, als sie eintrat.

Steven Whitter trug das Haar streng gescheitelt und wirkte noch blaß. Man sah ihm an, daß er in der Nacht kaum geschlafen hatte.

Lorette Mallory entschuldigte sich für ihr Eindringen und versprach Whitter das gleiche, das sie schon der Wohnungsinhaberin versprochen hatte: es so kurz wie möglich zu machen.

»Sind Sie allein?« fragte die »Reporterin« mit raschem Blick in die Runde, wie beiläufig. »Miss Summer – ist nicht im Haus?«

Whitter schüttelte den Kopf. »Nein. Sie wollte einen Spaziergang machen, hatte etwas Kopfschmerzen und meinte, daß die frische Luft ihr gut bekäme.«

Der Handelsvertreter bot der Besucherin einen Platz an. Lorette Mallory nahm den Sessel direkt neben der Tür. Von hier aus konnte sie das ganze Zimmer überblicken.

Whitter leitete die Unterredung ein. »Miss Bortman, der das Haus hier gehört und die Sie einließ, hat mir bereits gesagt, worüber Sie mit mir zu sprechen wünschten. Sie interessieren sich sicher besonders für jene Träume, die Beverley und ich in der Zeit unserer Ohnmacht durchgemacht haben…«

Er war verwundert über die Antwort, die er von der lässig und verführerisch im Sessel hockenden Besucherin erhielt.

»Das alles interessiert mich eigentlich nur am Rand, Mr. Whitter. Ich hätte es gern gesehen, auch Ihre Freundin hier anzutreffen. Damit hatte ich fest gerechnet. -Wissen Sie, wann sie etwa zurück sein wird?«

»Nein, sie hat nichts gesagt. Ist das denn so wichtig für Sie? Ich kann natürlich für die Wahrnehmungen meiner Verlobten keine

Garantie übernehmen. Aber wenn Sie daran interessiert sind, kann ich selbstverständlich das darlegen, was ich durch sie erfahren habe.«

»Darum geht es mir nicht«, entgegnete Lorette Mallory. »Sie sind beide für mich wichtig…«

Sie sagte das mit so merkwürdigem Tonfall, daß Steven Whitters Augen sich verengten.

Ehe er etwas sagen konnte, sprach sie schon weiter. »Sie wissen auch nicht, in welche Richtung sie den Spaziergang machen wollte?«

»Nein. Allzuweit aber kann sie nicht gegangen sein.«

»Nun, das werde ich noch feststellen. Jetzt erst zu Ihnen.« Ihre Stimme klang kühl und abweisend. Steven Whitter hatte plötzlich das Gefühl einer drohenden Gefahr.

»Was ist mit Ihnen? Warum reden Sie so merkwürdig?«

Ihre Blicke vermählten sich mit den seinen, und er war nicht mehr imstande, seinen Kopf zu drehen. Seine Augen waren auf sie gerichtet, und er mußte mit ansehen, welch unheimliche und unheilvolle Verwandlung sich mit Lorette Mallory vollzog.

Wie hinter wogendem Nebel verwischten ihre Formen. Gesicht und Hände wurden plötzlich graugrün und der schöne Kopf kantig. Er begann zu wachsen und zu wuchern wie ein brandiges Geschwür.

Whitters Augen weiteten sich.

Bei vollem Bewußtsein bekam er das Geschehen mit, ohne daß er die geringste Erklärung dafür hatte. Ein Mensch entwickelte sich zu einem echsenhaften Monster!

Riesig und unheilvoll glühten wie Höllenfeuer die schrecklichen Augen in dem kantigen, schuppigen Schädel, der mit mehreren Hörnern besetzt war. Der Sessel, auf dem Lorette Mallory eben noch gesessen hatte – und auf dem nun dieses Untier hockte, brach unter dem Gewicht zusammen.

Mrs. Borman, die Geschäftsfrau und Wohnungsinhaberin, verließ in der gleichen Sekunde das Ladenlokal, passierte die Verbindungstür zu dem handtuchschmalen Korridor und vernahm das laute, krachende Geräusch aus der oberen Etage. Die Frau verhielt drei Sekunden lang im Schritt und blickte überrascht Richtung Wohnzimmer.

Steven Whitter wollte schreien.

Zitternd lösten sich seine wie aneinander klebende Lippen. Doch seine Kehle war wie zugeschnürt. Er brachte keinen Ton heraus.

Er verstand die Welt nicht mehr. Was er aber erlebte, gehörte in einen schrecklichen Alptraum – aber nicht in die Wirklichkeit. Und doch war es die Wirklichkeit!

Innerhalb weniger Sekunden füllte die riesige Echse das Blickfeld vor ihm aus. Die gewaltige Pranke kam in die Höhe, und wie ein Dampfhammer sauste sie auf den erstarrten Menschen herab.

Der ahnungslose, panikerfüllte Mann brach ohne einen Laut von sich zu geben zusammen. Mit einem einzigen Prankenschlag hatte das Ungetüm ihn getötet.

Der niedrige Tisch in unmittelbarer Nähe des Opfers wurde von der gewaltigen Echsenpranke noch in Mitleidenschaft gezogen. Die Glasplatte darauf zersprang und die vier Beine knickten weg wie Streichhölzer.

Mrs. Borman, die inzwischen bleich und erschreckt zum Ende der Wendeltreppe gelaufen war, entging dieses Geräusch nicht.

Was ging dort oben im Zimmer vor?

»Mr. Whitter?!« rief sie mit schwacher Stimme in die Höhe.

Gleichzeitig lief sie die schmalen, geschwungenen Stufen hoch, um nach dem Rechten zu sehen.

Da fiel ein Schatten auf ihr Gesicht.

Die Rechte der Frau krallte sich in das schmiedeeiserne Geländer. Ein wilder Entsetzensschrei verließ ihren Mund. Vor sich in der Öffnung, die in die Decke führte und zum Eingang in den darüberliegenden Raum wurde, zeigte sich der schreckliche, kantige Kopf einer riesigen Echse.

Das Untier öffnete sein gewaltiges Maul, schwarzer Geifer troff ihr entgegen.

Mrs. Borman verdrehte die Augen. Das war zu viel für sie. Da machten ihre Nerven nicht mehr mit. Ihre Knie wurden weich, und sie sank auf der Stelle zusammen, wo sie stand.

Bewußtlos und in verkrümmter Haltung lag sie auf den schmalen Stufen.

*

Morells Augen fingen gerade an, sich an die Dunkelheit, die ihn umgab, zu gewöhnen, als das wimmernde, klagende Geräusch erstarb.

»Hallo?« rief Frank.

Da erhielt er einen Schlag mitten vor die Brust. Der Getroffene taumelte überrascht zurück.

Dann ging es drunter und drüber.

Unsichtbare Hände packten ihn und umschlangen seine Arme, die Beine und die Brust. Mehrere Gegner gleichzeitig schienen ihn in diesem Moment anzufallen.

Schläge prasselten wie Hagelkörner auf ihn herab. Er erhielt mehrere Tritte daß ihm die Luft wegblieb. Morell wehrte sich verzweifelt, ohne zu wissen, wohin er schlagen oder treten sollte. Er mußte einfach die Macht, die ihn hier festzuhalten versuchte, zurückdrängen.

Aber das war einfacher gedacht als getan.

Ein unsichtbarer Gegner war nicht angreifbar. Und der agierte nicht nur von einer Seite, sondern von mehreren Stellen gleichzeitig.

Der Mirakelkristall steckte in Morells Tasche. Wenn es gelang, ihn zu greifen und aufs Herz zu drücken, würde er sicher auch mit dieser rätselhaften Gefahr fertig.

Doch eben das gelang ihm nicht.

Er wurde zu Boden geschlagen, und unsichtbare Hände preßten seine Arme gewaltsam auf den Rücken, so daß er sie nicht nach vorn reißen konnte.

Sein Kopf wurde herumgerissen. Ehe er es verhindern konnte, wurde er ihm gegen die rauhe Kellerwand geschlagen. Wie von einem Pferdehuf getroffen, rutschte Morell an der Wand entlang und blieb reglos am Boden liegen.

*

Mit der Rechten klopfte der alte Straßenkehrer an das kleine, niedrige Fenster. Gleich darauf wurde es geöffnet.

Eine Frau streckte ihren Kopf hervor. »Schon fertig?« fragte sie verwundert und blickte mit ihren kleinen funkelnden Augen über die Straße. »Das sieht aber noch nicht sonderlich sauber aus, Poul«, fügte sie unzufrieden hinzu.

»Nein, ich bin noch nicht fertig«, entgegnete er mit rauher Stimme und fuhr sich mit dem Handrücken über die Nase. »Ich mach nachher weiter. Ich hab' jetzt keine Lust mehr. Ich möchte mal nach dem Mann sehen…«

Seine Frau zeigte sich verwundert. »Nach welchem Mann, Poul?«

»Er kam vorhin hier vorbei. Er erkundigte sich nach dem Haus in der Firthstreet…«

Das Gesicht der Frau am Fenster versteinerte. »Du träumst, Poul! Das ist doch ganz unmöglich!« Sie sah richtig erschrocken aus. »Ist dir nicht gut, Poul?« fragte sie plötzlich besorgt. »Willst du nicht lieber hereinkommen und dich hinlegen?« Sie mußte unwillkürlich an ihren Nachbarn, Mr. Shelby, denken. Bis in seine letzten Lebenstage war Shelby guten Mutes, wirkte heiter und gesund. Dann plötzlich redete er wirres Zeug. Er behauptete, den Milchmann gesehen zu haben, der in den frühen Morgenstunden immer die vollen Flaschen vor der Tür abstellte. Aber zu dem Zeitpunkt, als er das behauptete, war das ganz unmöglich. Es war nachmittags um vier Uhr…

Etwas benommen kehrte Mr. Shelby in sein Haus zurück und legte sich schlafen. Es sollte sein letzter sein…

»Laß das Kehren, Poul. Du hast recht, dich auszuruhen. Du kannst genausogut morgen weitermachen…«

Doch der alte, mit Poul angeredete Mann schüttelte widerspenstig

den Kopf. »Ich seh’ mal nach dem Rechten… ich bin gleich wieder zurück.«

Mit diesen Worten stieß er die klapprige Lattentür neben dem Haus auf und ging den schmalen Pfad entlang, der in den Hof führte. Hier gab es einen riesigen Schuppen und einen kleinen Stall, in dem sich die alten Leute Hasen hielten. An der Hauswand unter einem primitiven Bretterdach, auf das Dachpappe genagelt war, stand ein altes Rad.

Der Mann schob es trotz des Protests seiner Frau auf die Straße und setzte sich auf den Sattel. »Ich bin gleich wieder zurück. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen…«

»Sei vorsichtig, Poul«, rief sie noch hinter ihm her.

»Jaja«, murmelte er nur, ohne sich um das kümmern, was sie ihm noch weiter zurief.

Der Alte fuhr gern Rad und tat es trotz seiner achtundsiebzig Jahre noch täglich.

Er fuhr nicht sonderlich schnell. Als er das Ende der Straße erreichte, waren knapp fünf Minuten vergangen. Dann bog er ab in den schmalen Weg, der ins Moor führte.

Er fuhr zwischen Dornensträuchern und Büschen auf holprigem Untergrund die ganze Firthstreet hinunter. Aufmerksam ließ er dabei seinen Blick in die Gegend schweifen. Von dem Fremden war weit und breit nichts zu sehen.

Der Radfahrer erreichte das Ende des Pfades. Da fuhr er zusammen. Er hielt an, stieg vom Rad und ließ es einfach auf die Seite fallen, um sich mit überhasteten Schritten der Stelle auf dem Feld zu nähern, wo er die reglose Gestalt verkrümmt liegen sah…

*

Außer Atem erreichte er den reglosen Körper.

Der Alte ging neben ihm in die Hocke.

»Junger Mann?! Hallo! Was ist denn?« Er drehte Morell, der mit dem Gesicht im Schmutz lag, auf die Seite, weil er nur flach und kaum merklich atmete. Der Alte schüttelte den am Boden Liegenden und schlug ihm mehrmals leicht mit der flachen Hand ins Gesicht. »Hallo! So wachen Sie doch endlich auf! Hallo – können Sie mich hören?«

Morells Kopf fiel wie der einer Marionette von einer Seite zur anderen. Aus weiter Feme – wie durch Watte vernahm er die menschliche Stimme.

Seine Augenlider zuckten wie Schmetterlingsflügel. Er bewegte die Lippen und wollte etwas sagen. Aber er war noch unfähig einen Laut hervorzubringen.

Der Alte aber ließ in seinen Bemühungen nicht nach. Und so

führten sie schließlich zum Erfolg.

Frank Morell schlug benommen die Augen auf und hatte das Gefühl, ein verquollenes, dick geschlagenes Gesicht zu haben. Seine Eingeweide schmerzten, sämtliche Knochen taten weh, als er sich aufrichtete. Verwundert blinzelte er ins grelle Tageslicht. »Was ist denn passiert?« fragte er rauh. »Wie kommen Sie denn hierher? Wieso – haben Sie mich… im Keller gefunden?«

Der Achtundsiebzigjährige antwortete:

»Am besten wird es sein, wenn Sie mit mir nach Hause kommen und eine Tasse Tee trinken. Sie sind noch arg mitgenommen und scheinen nicht zu wissen, was Sie sagen… Keller? Welcher Keller denn?«

Frank Morell kam mühsam in die Höhe. Er stand auf wackligen Beinen. Sein Blick ging in die Runde.

»Wo bin ich hier?« fragte er nochmals. »Das Haus – wo ist denn nur das Haus?«

Irgendwie kam ihm die Umgebung vertraut vor. Die Anordnung der Bäume, Büsche und Sträucher, der Verlauf des Feldweges, das flache, sich am Horizont verlierende Moor, mit den zahlreichen, schlammigen Tümpeln…

Das war genau der Ort, an den er gekommen war, um Beverly Summer zu sprechen!

Da sagte der Alte, der bereits vorhin den Verlauf der Firthstreet angegeben hatte: »Haus? Es gibt kein Haus in der Firthstreet, Sir… Hier hat mal eins gestanden. Genau an der Stelle, an der wir beide jetzt stehen. Aber das liegt – schon mehr als zweihundert Jahre zurück!«

*

Die Worte trafen ihn wie Hammerschläge.

Dann war alles was er gesehen, gehört und erlebt hatte – nur eine furchtbare Halluzination gewesen?

Aber seine Schmerzen! Die blauen Flecke, die es überall an seinem Körper gab! Die waren doch keine Halluzination!

Er war den unsichtbaren Widersachern tatsächlich begegnet. Für ihn gab es daran nicht den geringsten Zweifel.

Was aber war hier geschehen? Das war eine von vielen Fragen, die ihn beschäftigten…

Die Stimme des Alten riß ihn aus dem Nachdenken. »Kommen Sie mit, Sir! Eine heiße Tasse Tee wird Ihnen guttun. Außerdem kann meine Frau sich um Ihre Kleider kümmern. So können Sie doch unmöglich unter die Menschen. Fast habe ich mir gedacht, daß ich Sie so hier finden würde…«

Frank Morell reagierte sofort. »Wieso haben Sie das gedacht?«

»Es ist nicht das erste Mal, daß einer hier in der Gegend ohnmächtig wird. Ich habe das zum letzten Mal allerdings vor mehr als vierzig Jahren erlebt. Kein Einwohner Hamptons kommt noch hier her. Dieser Ort ist verrufen. Ein Fluch lastet auf ihm…«

»Welcher Fluch?« Morell ging absichtlich nur auf den letzten Teil der Bemerkungen seines Gesprächspartners ein.

Der Alte aus Hampton schien einiges, aber noch lange nicht alles zu wissen! Er redete von Ohnmacht. Aber diese Ohnmacht war nicht auf geheimnisvolle Weise zustande gekommen. Klar und deutlich hatten unsichtbare Hände ihn niedergeschlagen. Demnach war vor langer Zeit an der gleichen Stelle auch anderen vor ihm das gleiche passiert…

»Kommen Sie weg hier, Sir.« Der Alte blickte sich nervös in der Runde um. Man merkte ihm förmlich an, daß er unter einer gewissen Angst litt. »Niemand weiß, wann es wieder losgeht. Sie können von Glück sagen, daß Sie noch am Leben sind. Manchmal geschieht noch Schrecklicheres…«

Morell folgte dem Mann wie auf Eiern den Weg zurück zu dem Pfad. Er stand nun genau wieder an der Stelle, wo sich normalerweise das Tor befand, das klapprig, windschief und weit offen zum Anwesen mit dem baufälligen Haus geführt hatte.

Aber nichts wies auf einen Zaun, auf ein Tor, geschweige denn auf das Gebäude hin, das er gesehen und gefühlt hatte.

»Erzählen Sie mir alles«, bat er den Alten. »Was hätte noch Schlimmeres passieren können?«

Die Augen des Gefragten blickten unruhig. Der Mann druckste mit einer Antwort herum. »Fragen Sie nicht, vielleicht ist das besser so! Sie sollten froh sein, daß Sie nochmal so glimpflich davongekommen sind. – Was wollten Sie eigentlich hier? Wieso erkundigten Sie sich nach dem Haus?«

»Ich hatte gehofft hier jemand zu treffen. Man gab mir die Wohnung mit dieser Adresse an.«

»Das ist ganz unmöglich. Sie haben sicher den Ortsnamen falsch verstanden. Hier in Devon und Dart-Moor gibt es Orte, deren Namen verblüffend ähnlich klingen. Da kann sich ein Fremder wie Sie leicht täuschen. Es wäre nicht das erste Mal, daß so etwas passiert.«

Frank Morell war sicher, daß er sich nicht getäuscht hatte. Das Ganze interessierte ihn sehr. »Das Erscheinen von Geistern in unserer Zeit ist etwas sehr Seltenes. Sie scheinen darüber eine Menge zu wissen. Erzählen Sie mir mehr!«

»Es gibt Dinge, an die sollte man nicht mal denken, geschweige denn über sie sprechen«, erhielt er zur Antwort.

Morell bohrte weiter und ließ den alten Mann wissen, daß man ihn

offensichtlich hergeschickt hatte, um ihn zu töten.

Da nickte der Mann aus Hampton. »Das ist ohne weiteres möglich. Da wären Sie nicht der erste! Viele Fremde und Einwohner, die damals kamen, um ihre Neugier zu befriedigen und die nicht daran glaubten, daß böse Mächte hier hausten, wurden nicht nur ohnmächtig – viele von ihnen verschwanden spurlos. Es gibt in Hampton noch einen lebenden Augenzeugen, der am hellen Tag das Verschwinden einer Person beobachtet hat. Dieser Mann behauptet gesehen zu haben, wie mehrere kopfgroße, schimmernde Lichtkugeln über der Stelle schwebten, wo einst das Haus stand, und wie sie einen Menschen umringten. Der von ihnen Attackierte war starr wie eine Marmorsäule – als er mit den aufsteigenden Kugeln in die Lüfte gezogen wurde, immer kleiner wurde, um schließlich in der Tiefe des Weltalls zu verschwinden!« Er berichtete von den Dingen, die wie ein phantastisches, unglaubliches Märchen klangen, mit zitternder Stimme und blickte dabei ängstlich in die Runde.

Wieder diese geheimnisvollen Kugeln!

Ihre Erwähnung versetzte Morell einen Stich.

Er selbst hatte sie gesehen – im Reich Shimba-Loos… Beverly Summer hatte sie gesehen – in der letzten Nacht nach dem gewaltigen Meteoriteneinschlag… ein alter Mann hatte sie beobachtet – vor vielen Jahren an dieser Stelle, an der eben noch ein Haus gestanden hatte, das es nun nicht mehr gab… Rätsel über Rätsel. Der Alte, der sich Poul nannte, ließ es sich nicht nehmen, Frank Morell zu einer Tasse Kaffee in seine Wohnung einzuladen.

»Sie brauchen eine Stärkung. Dann laß ich Sie gern gehen. Das würde ich Ihnen sogar empfehlen. Dieser Ort hier ist nichts für Leute wie Sie und ich… Man sollte ihn meiden.« Bei diesen Worten blickte er Morell ernst und verwirrt an. »Eines ist mir immer noch ein Rätsel: Ich verstehe nicht, weshalb Sie hierher kamen…«

Ein Schatten huschte über Franks Gesicht. »Wenn Sie mich so fragen, kann ich darauf nur antworten: Ich verstehe es selbst nicht…«

Sie erreichten die Stelle, wo Poul sein Rad zurückgelassen hatte, und gingen den Weg in Richtung Dorf. Beide Männer waren mit ernsten Gesichtern in Gedanken versunken. Am Ende des Weges blickte Morell noch mal zurück, wie um sich zu vergewissern, ob dort hinter ihm wirklich nur öde Moorlandschaft war – und nicht jenes alte, baufällige Haus, das er bei seiner Ankunft vorfand.

Über der Weite des Moores spannte sich ein grauer, wolkiger Himmel. Aber in den Wolken – so kam es ihm vor – pulsierte es, als ob dort ein unsichtbarer Beobachter atme…

*

In der Wohnung der alten Leute wurde er gastlich bewirtet, nachdem Poul seiner Frau mit wenigen Worten berichtet hatte, in welche Situation Frank Morell geraten war.

Der brauchte selbst nicht viel zu tun, um das Gespräch in Gang zu bringen. Seine Gastgeber erwiesen sich als gesprächig und mitteilsam, was jenen geheimnisvollen Ort anbetraf, wo er ein seltsames Abenteuer erlebt hatte.

Er erfuhr, daß dort vor zweihundert Jahren in der Tat jenes Haus gestanden hatte, das er in allen Einzelheiten beschreiben konnte.

Mit ihm hatte es seine besondere Bewandtnis… vor zweihundert Jahren lebte darin eine Frau, der man nachsagte, daß sie sich mit Hexerei und Magie beschäftigte. Abgekapselt und einsam hauste sie und ließ niemand ein. Spaziergänger, die in die Nähe der Wohnstätte kamen, behaupteten geheimnisvolle Geräusche und Schatten zu sehen, die wie Vögel um das Haus schwirrten… Über dem Dach des Hauses – so wußte besonders Pouls Frau zu erzählen – wäre der Himmel immer dunkler als an jeder anderen Stelle.

Alles, was die beiden Leute zu berichten wußten, beruhte auf mündlicher Überlieferung.

Das Haus der legendären Hexe war in einer Gewitternacht wie schemenhaft verschwunden. – Hatte man zu Lebzeiten der geheimnisvollen Frau schon die Nähe des Hauses gemieden, so wagten sich einige besonders Ängstliche aus Hampton nun nicht mal mehr in die Nähe des Feldweges, der ins Moor führte. Gerüchte verdichteten sich, daß dort in manchen Nächten, zur Zeit des Vollmonds, das Haus wieder auftauchte, daß man dort die Schatten sehen und die geheimnisvollen Stimmen hören könne…

Was Wirklichkeit und was Dichtung war, ließ sich nach der langen Zeit nicht mehr feststellen.

Frank Morell war überzeugt davon, daß es an jenem Ort nicht ganz geheuer war. Sein eigenes Erlebnis sprach Bände… und wie ein roter Faden zogen die geheimnisvollen Kugeln durch seine jüngste Vergangenheit. Sie hatten sich selbst als so etwas wie ein Silberstreifen am Horizont bezeichnet. Aber bei Frank meldeten sich die ersten Zweifel… Er sah in ihnen nun eher eine Gefahr, denn eine Hoffnung. Sollte er absichtlich getäuscht werden?

Tim Johnson, der der letzte lebende Zeuge einer Entführung durch die seltsamen, pulsierenden Nebelkugeln geworden war, interessierte ihn sehr. »Ist es möglich ein paar Worte mit ihm zu sprechen?« fragte er.

Es war ihm aufgefallen, daß seine freundlichen Gastgeber zwar auf alles Mögliche eingegangen waren und auch den Namen Johnson erwähnt hatten – daß sie aber dann weitere Erklärungen nicht gaben.

Poul kratzte sich im Nacken. »Es wird sich sicher mit Ihnen

unterhalten… vielleicht nicht gern… aber in Anbetracht der besonderen Umstände wird er wohl Verständnis dafür haben…«

Poul erklärte sich bereit, Frank Morell zu dem Bäcker Tim Johnson zu begleiten. Der Weg nach dort war nicht weit. Johnson wohnte in einer schmalen Gasse, etwa achthundert Meter von Pouls Haus entfernt.

Auf dem Weg nach dort versuchte Morell seinem Begleiter noch einige Einzelheiten betreffs des »Hexenhauses« – wie es hier in Hampton allgemein genannt wurde – zu entlocken.

»Ja – da ist noch so eine Merkwürdigkeit, die zu all den anderen Merkwürdigkeiten paßt, Ms. Morell. Dies dürfte für Ihren Zeitungsbericht sicher interessant sein: ich weiß zwar nicht, wie es zustande gekommen sein soll – aber stellen Sie sich vor: Man sagt, daß in dem ›Hexenhaus‹ vor langer Zeit mal ein Riese gehaust hat!«

Als Frank diese Worte hörte, hatte er das Gefühl, als ob jemand ihm eine Rasierklinge über den Schädel ziehe… seine Kopfhaut zog sich eiskalt zusammen…

*

Ein Riese?!

Szenen aus einer Sage schienen Wirklichkeit zu werden… Darin wurde behauptet, daß es einst eine Zeit gab, in der Riesen auf der Erde wandelten…

Riesen… die gehörten wie Dämonen und Geister in ein unwirkliches Land. Dämonen und Geister lebten lange Zeit im Reich der menschlichen Phantasie… doch seine eigenen Erlebnisse, die Erlebnisse eines Björn Hellmark, Rani Mahay, Carminia Brado und vieler Ungenannter, die es nicht wagten, über ihre Wahrnehmungen zu berichten, bewiesen in der Zwischenzeit eine andere Wirklichkeit. Es gab Dämonen und Geister! Warum sollte es keine Riesen geben? Das gigantische Skelett unterhalb der alten Turmruine, einige Meilen weiter östlich, Richtung London, stammte schließlich nicht von einem Menschen mit normalen Wuchs!

Die Merkwürdigkeiten hier in Devon und die Vorgänge in unmittelbarer Nähe der alten Turmruine ließen ihn erst in diesem Moment so richtig bewußt werden, wie wenig voneinander entfernt sie eigentlich waren.

Der alte Mann an seiner Rechten verhielt plötzlich im Schritt und deutete auf das Haus auf der gegenüberliegenden Straßenseite.

Ein altes, verwittertes Schild wies auf eine Bäckerei hin. Ebenso das winzige Schaufenster, in dem Brot, Brötchen und allerlei Süßigkeiten ausgelegt waren.

»So, wir sind da.«

Poul betrat das Haus nicht durch den Ladeneingang, sondern durch eine Tür an der Seite. Eine steile, schmale Treppe führte in den ersten Stock. Die liefen sie nach oben. Der alte Mann ging dem jungen Deutschen voraus.

Hinter der Treppe begann ein schmaler, düsterer Korridor, auf den mehrere Türen mündeten wie in einem Hotel.

Poul steuerte auf die hintere Tür zu. Auf einem Emailleschild, das dort angebracht war, stand der Name Tim Johnson.

Morells Begleiter klopfte dreimal an. Er wartete offenbar auf eine Reaktion hinter der Tür. Die erfolgte aber nicht.

Poul wiederholte sein Klopfen.

Wieder ohne Erfolg…

»Vielleicht ist er nicht zu Hause. Möglich, daß er einen Spaziergang macht«, bemerkte Frank Morell.

Poul schüttelte den Kopf. »Ausgeschlossen! Tim geht nicht mehr spazieren. Der ist am liebsten zu Hause.«

Kurz entschlossen drückte er bei seinen letzten Worten die Klinke. Sie gab nach, die Tür war nicht abgesperrt. »Na sehen Sie, Morell! Er ist garantiert zu Hause. Am liebsten schmökert er in einem Buch und vergißt dann die Welt um sich…«

Poul trat ein. Morell folgte ihm auf dem Absatz.

Das Fenster stand weit offen. Direkt vor dem Fenster stand ein hochlehniger, alter Sessel. Darin saß ein Mann mit dem Gesicht zum Fenster. Sie sahen von ihm nur den grauen, schütteren Kopf.

»Hallo, Tim!« sagte Poul deutlich. »Entschuldige bitte unser unverschämtes Eindringen. Ich habe mehrmals geklopft, du hast aber nichts gehört…« Er sprach verhältnismäßig laut. Dennoch reagierte Tim Johnson auch jetzt noch nicht.

Da ging Poul um den Sessel herum. Der alte Mann erbleichte. »Aber… aber… das…«, stammelte er. Zu mehr war er nicht fähig.

Auch Frank Morell sah es auf den ersten Blick.

Es war kein Wunder, daß Tim Johnson keine Antwort mehr geben konnte, denn – er war tot!

Mit herabhängendem Kinn und weit aufgerissenen, starr blickenden Augen saß er im Sessel. Seine nervigen, wie aus Wachs gebildeten Finger hielten die Lehnen umspannt.

Der Blick von Sessel und Fenster führte zum Moor, hinweg über Tümpel, Büsche, Sträucher und Bäume… genau zu jenem Punkt, wo Frank Morell sein unheimliches Abenteuer gehabt hatte!

*

Lorette Mallory lief wie in Panik aus dem Haus.

Sie wirkte wie eine Frau, die verzweifelt und ratlos schien und

nicht wußte, was sie in diesen Minuten beginnen sollte.

Es gab mehrere Passanten, die das später bezeugen konnten…

Mit stockender Stimme sprach die Journalistin mehrere Fußgänger an und stammelte etwas vor sich hin, mit dem nichts anzufangen war. Sie sagte, daß sie dringend telefonieren müsse. Am Ende der Straßenecke stand eine Telefonzelle. Dorthin lief sie schließlich und rief die Polizei an. Der aufnehmende Beamte am anderen Ende der Strippe glaubte erst nicht, was ihm da berichtet wurde.

Lorette Mallory erzählt etwas von einem furchtbaren Untier… von schrecklichen Schreien im Haus der Frau Borman… von Lauten, die sich angehört hätten wie das schreckliche Brüllen einer Urweltechse…

Die Polizei kam.

Die Cops nahmen den Anruf, der zum Revier erfolgt war, nicht ganz ernst. Man sah es ihren Gesichtern an. Der eine schien amüsiert, der andere wirkte verärgert.

Lorette Mallory stand bleich und aufgeregt am Eingang der chemischen Reinigung. Rund um das Haus hatte sich inzwischen ein größerer Menschenauflauf gebildet. Das Verhalten der jungen, attraktiven Journalistin aus London bot genügend Gesprächsstoff.

»Was sich darin abgespielt haben muß… ist mit Worten nicht zu beschreiben«, sagte sie aufgeregt und mit zitternder Stimme. »Ich hab' das Ungeheuer gesehen… Sie müssen mir glauben… ich bin nicht verrückt!«

Die beiden Cops gingen vorsichtig in das Haus, nachdem ihnen auf ihr Klingeln niemand öffnete. Durch Lorette Mallory wußten sie, daß hier bei Mrs. Borman Steven Whitter und dessen Verlobte logierten. Die Journalistin hatte ihn interviewen wollen. Wegen des Kometeneinschlags.

Ob das Abenteuer der vergangenen Nacht in irgendeiner Beziehung zu den Dingen stand, die sie hier feststellten? Womit die beiden ahnungslosen Männer konfrontiert wurden, das sprengte ihre Vorstellungskraft.

Der zum Gästezimmer umfunktionierte Arbeitsraum bot ein Bild des Grauens. Er sah aus, als ob eine Horde Rocker in sinnloser Zerstörungswut die Einrichtung demoliert hätte. Da war kein Stuhl mehr ganz, kein Schrank, kein Tisch. Die Sessel waren aufgeschlitzt wie mit Dolchen. Inmitten des Durcheinanders lag Steven Whitter. Mit zertrümmertem Schädel.

Minuten später trafen die anderen, von den beiden eingedrungenen Beamten alarmierten Polizeifahrzeuge ein. Auch ein Krankenwagen kam.

Für Steven Whitter kam jede Hilfe zu spät. Für Mrs. Bormann konnte man noch etwas tun. Die unter einem Schock stehende Frau, die zu einer Aussage unfähig war, wurde sofort ins nächste Hospital

gebracht.

Lorette Mallory hielt sich in dem Horrorhaus nur noch so lange auf wie unbedingt notwendig. Ihre Aussagen wurden zu Protokoll genommen, ihre Adresse in London notiert. Ein Inspektor der Mordkommission bat sie sich zur Verfügung zu halten, für den Fall, daß man noch Fragen im Zusammenhang mit den merkwürdigen Vorfällen hatte.

Als die schöne Journalistin den Ort des Grauens verließ, wirkte sie bleich und ernst. In ihrem Innern aber triumphierte sie. Sie hatte einen weiteren Mosaikstein gelegt…

*

Mord – oder natürlicher Tod? Diese Frage stellte sich Frank Morell in erster Linie.

Tim Johnson war ein alter Mann, und ein Herzversagen, am Fenster während des Lesens, lag im Bereich der Möglichkeit.

Dennoch bezog Frank eigenartigerweise diese Wahrscheinlichkeit nicht in seine Überlegungen ein.

Der Tote war noch warm. Kurz vor ihrer Ankunft war Tim Johnson gestorben.

Zufall oder Bestimmung?

Unwillkürlich schweifte Franks Blick aus dem Fenster über das Moor zu der Stelle, wo er selbst von Poul ohnmächtig nach dem Zusammenstoß mit den Geistern gefunden wurde.

»Was denken Sie?« meldete sich sein Begleiter mit brüchiger Stimme.

»Ob er vielleicht wieder mal in seinem Leben – und diesmal zum letzten Mal -Zeuge von Dingen geworden ist, die er besser nicht gesehen hätte?« murmelte Morell dumpf.

»Sie meinen… daß der Spuk im ›Hexenhaus‹… mit dem Sie, Mr. Morell, konfrontiert wurden… sein Leben gefordert hat?«

Frank nickte ernst. »Es ist nur eine Vermutung. Aber hinter Vermutungen stecken oft große Wahrheiten. Wir können es nicht beweisen – Sie nicht und ich nicht. Aber ich werde alles daransetzen, um das Geheimnis dieses unter einem Fluch stehenden Ortes zu lösen.«

Poul schüttelte den Kopf. »Tun Sie es nicht! Fahren Sie nach Hause, vergessen Sie, was Sie hier erlebt haben, reden Sie nicht darüber und schreiben Sie niemals darüber! Tim war Ihnen auf eine erschreckende Weise ähnlich. Ich muß Ihnen noch etwas eingestehen: Auch sein Ziel war es gewesen, hinter das Geheimnis des Spukhauses zu kommen. Es gibt bei uns in Hampton ein Sprichwort, das lautet: ›Wenn einer hier stirbt, und man weiß nicht warum – dann hat er etwas gesehen, was

er besser nicht hätte sehen sollen. ‹ Tim Johnson scheint tatsächlich sein Lebensziel erreicht zu haben. Aber schließlich und endlich hat er es mit dem Tod bezahlt. Wenn er wirklich hinter das Geheimnis gekommen ist, dann hat man ihm wenigstens die Möglichkeit genommen darüber zu sprechen. Lassen Sie sich das, was heute in Hampton geschehen ist, Mr.

Morell, eine Warnung sein!«

Poul meinte es gut mit ihm.

Frank Morell nickte. »Ich werde schon aufpassen.«

Das Versprechen, die Dinge einfach auf sich beruhen zu lassen, konnte er nicht geben. Die Geheimnisse in und um Hampton schienen in irgendeiner Beziehung zu Geheimnissen zu stehen, die ihn direkt angingen und die unschuldige Menschen in Gefahr brachten, die die Welt – und ihn bedrohten.

Er verließ das Haus, als der Arzt kam, um den Toten zu untersuchen.

Wenige Sekunden später schon tauchte der gleiche Mann, der sich eben noch in Hampton aufhielt, in Devon auf.

Abermals hatte Morell sich seiner Dyktenkräfte bedient, um so wenig Zeit wie möglich zu brauchen. Sein Ziel war das Hospital, in dem Beverley Summer und Steven Whitter einige Stunden lang gelegen hatten.

Er ging in das Anmeldebüro.

Die kleine, ältliche Frau war erstaunt, als sie den Besucher erkannte.

»Nanu?« fragte sie überrascht. »Haben Sie Ihre Besuche schon hinter sich?«

Frank Morell beobachtete sie beim Sprechen und in ihrer Gestik genau.

»Da gab’s nicht viel zu besuchen«, entgegnete er. »Unter der Adresse, die Sie mir gegeben haben, stand nicht mal ein Haus.«

»Das gibt’s doch nicht!« Die Frau kam um den Schreibtisch herum und ließ sich von Morell den Zettel zeigen, den sie selbst geschrieben hatte. Mit dem Zettel in der Hand kehrte sie an ihren Platz zurück, um in ihrer Kartei nachzusehen.

Plötzlich stutzte die Frau. »Da stimmt etwas nicht«, bemerkte sie kopfschüttelnd. »Sie müssen sich irren. Diesen Zettel – habe ich nie geschrieben!«

*

Sie sagte es im Brustton der Überzeugung, so daß überhaupt keine Zweifel aufkamen.

»Aber es ist doch ein Zettel von Ihrem Notizblock!« widersprach

Frank Morell.

Das stimmte.

»Blöcke dieser Art gibt es massenhaft«, bekam er zu hören. »Dieser hier ist auf alle Fälle woanders her. Ich habe Ihnen einen anderen mit einer ganz anderen Anschrift gegeben.«

Sie fuhr mit dem Finger über die Seite des Buches, in dem die letzten Ein- und Abgänge verzeichnet waren.

»Na, also!« rief sie. »Da ist's ja. Ich habe recht. Hier stehen ganz andere Angaben. Miss Summer und Mr. Whitter haben zwei verschiedene Anschriften angegeben. Nicht eine einzige stimmt mit der überein, von der Sie behaupten, daß ich sie Ihnen gegeben hätte.«

Die Frau beharrte auf ihrem Standpunkt, und der war nicht zu erschüttern. Frank Morell registrierte das mit einem Gefühl der Unruhe und des Unbehagens.

Er stellte sich auf die veränderte Situation ein und bat die Angestellte nun um die richtige Anschrift. Er beobachtete sie beim Schreiben. Sie war ganz natürlich, und doch wurde er das Gefühl nicht los, daß mit dieser Frau etwas nicht stimmte.

Er nahm den alten und den neuen Zettel entgegen und verglich die beiden Niederschriften. Sie gingen völlig konträr. Doch das interessierte ihn erstaunlicherweise in diesem Moment kaum. Er verglich hauptsächlich das Schriftbild. Und da mußte er der Frau rechtgeben.

Es handelte sich um völlig verschiedene Schriften, als wären sie von zwei Personen geschrieben worden!

»Mr. Whitter hält sich mit seiner Verlobten also zur Zeit in Exeter auf. Okay. Da muß ich wohl dorthin gehen.« Er schüttelte den Kopf. »Ich möchte nur wissen, wie ich dann an die andere Anschrift geriet und wer sie mir gegeben hat. Ich stehe vor einem Rätsel.«

»Von mir jedenfalls haben Sie diese Adresse nicht bekommen«, bekräftigte die Frau ihren Standpunkt noch mal. Sie blickte dem Besucher nach und fand sein Verhalten recht sonderbar.

Sie ahnte nicht, daß umgekehrt Frank Morell ihr Verhalten mehr als merkwürdig empfand.

Die Phänomene und Geheimnisse häuften sich. Die Unruhe in ihm wuchs. Die bisherigen Ereignisse schienen nur Vorzeichen zu sein – ein leiser, kaum spürbarer Hauch, der sich zum Wind und schließlich zum alles vernichtenden Orkan steigerte. Es lag etwas in der Luft – er spürte es einfach körperlich, ohne sagen zu können, was es war.

Exeter war sein nächstes Ziel. Unabhängig von jedem Transportmittel auf die ihm typische Art. Unweit des Hauses, das ihm diesmal angegeben worden war, vollzog er in einer dunklen, engen Gasse, hinter einem Mauervorsprung, die Verwandlung von Mirakel in Morell.

Zu Fuß legte er die letzten Meter zum Haus zurück, in dem Steven Whitter und Beverley Summer sich angeblich aufhalten sollten. Schon von weitem sah er den Menschenauflauf, registrierte er die Polizeifahrzeuge und den Krankenwagen, der in diesem Augenblick vom Haus wegfuhr.

Da vorn war etwas passiert!

Rasch kam er näher.

Und da erfolgte das zweite Zusammentreffen zwischen Frank Morell und Lorette Mallory…

Die schöne Journalistin aus London bahnte sich wie in Trance eine Gasse durch die dicht stehenden Menschen. Die Nachricht, daß im Haus von Mr. Borman Ungeheuerliches geschehen war, hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet.

Immer mehr Neugierige tauchten auf, um zu erfahren, was es gewesen sei…

Seltsame Gerüchte waren im Umlauf.

Lorette Mallorys Ziel war der silbergraue Bentley, den sie abseits des Hauses auf freiem Platz geparkt hatte.

Frank Morell kam ihr entgegen. Sie prallte fast gegen ihn, als er so unverhofft vor ihr auftauchte.

Ein Schreckensschrei entrann ihren bleichen Lippen. »Oh! Sie? Das Interview mit Beverley Summer scheint wohl nicht besonders ergiebig gewesen zu sein?«

»Es ist überhaupt nicht zustande gekommen.«

»Sie haben keinen Erfolg gehabt?« fragte Lorette Mallory überrascht. »Dafür war mein Besuch bei Mr. Whitter von durchschlagendem Erfolg.« Und dann sprudelte es nur so aus ihr heraus. Es war, als würde die Begegnung mit Frank Morell ein Ventil öffnen. Sie brauchte einfach jemand, dem sie sich anvertrauen konnte, mit der sie über alles sprechen konnte, was sie erlebt hatte.

»Wenn ich bis zur Stunde noch nicht an Geister oder an eine Gefahr aus dem Weltall geglaubt habe – jetzt glaube ich dran«, gestand sie ihm mit zitternder Stimme. »Mit den Meteoriten muß etwas auf die Erde gekommen sein, das zuvor nicht da war.«

Sie war fix und fertig. Man merkte ihr an, wie sie sich bemühte, eine logische Erklärung für all das zu finden, was ihr begegnet war.

»Ich hoffe nur, daß Ihr Besuch bei Beverley Summer nicht aus dem gleichen Grund ergebnislos verlief wie der meine bei Steven Whitter…«

Da berichtete er, was sich bei ihm zugetragen hatte. Wortlos hörte sie zu.

Als er geendet hatte, atmete sie tief durch und sagte dann mit leiser Stimme: »Es sieht gerade so aus, als ob man uns beide hindern wollte, Recherchen anzustellen. Ich hatte Glück, daß das Ungeheuer

nicht mich erwischte – und Sie hatten Glück, daß man Sie offenbar rechtzeitig gefunden hat.«

Sie sprach das aus, was Frank Morell dachte.

»Was geht hier vor?« fragte sie unvermittelt.

»Wenn wir das wüßten – dann wären wir beide schlauer. Das alles erscheint keinen Sinn zu geben. Eines aber haben wir beide offenbar in voller Klarheit erkannt: Wir sollen daran gehindert werden, unsere Nachforschungen fortzuführen. Wir sind beide noch mal mit dem Schrecken davongekommen. Jeder auf seine Weise. Ich habe eine Bitte an Sie…«

»Ja?« Sie blickte mit großen, fragenden Augen zu ihm auf.

»Fahren Sie nach London und unternehmen Sie in der nächsten Zeit nichts, was mit dem zu tun hat, das Sie so brennend interessiert.«

Sie standen am Ende der Straße, in unmittelbarer Nähe des silbergrauen Bentley. Lorette Mallory sagte eine Weile nichts. Sie blickte ihren Gesprächspartner nur an. Dann nickte sie. »Vielleicht haben Sie recht«, murmelte sie dann mit dunkler Stimme. »Man sollte wichtige Zeichen nicht einfach übergehen. Wenn mein Tod geplant war, dann hatte ich noch mal Glück. Das nächste Mal werde ich dieses Glück vielleicht nicht mehr haben. Ich muß Ihnen ein Geständnis machen. Ich habe etwas kennengelernt, was ich bisher nicht kannte: Angst…«

»Wer könnte Ihnen das verübeln?«

»Ich mir selbst. In meinem Beruf muß man Mut und Entschlossenheit zeigen. Beides habe ich in der letzten Stunde verloren. Das Ungeheuer… jenes unbeschreibliche, grauenhafte Geschöpf, das ich dort im Hause sah. Es scheint sich in Luft aufgelöst zu haben. Aber etwas, das sich in Luft auflösen kann – kann aus der Luft an jedem Punkt der Welt wieder auftauchen. Es kam aus dem Nichts, es sprengte irdische Grenzen und Entfernungen. Es erschien hier in Exeter und kann im nächsten Moment in London, Paris oder Tokio oder sonst irgendwo erscheinen…«

Frank Morell nickte ernst. Sie hatte die Situation in ihrer ganzen Tragweite begriffen, legte plötzlich ihre schmalen, schönen Hände auf seine Schultern und näherte sich mit ihrem Gesicht dem seinen. Er spürte ihren Atem. »Passen Sie auf! Seien Sie nicht leichtsinnig! Ich hoffe, daß Sie die Ratschläge, die Sie mir geben, auch selbst befolgen. Ich fahre zurück nach London und verspreche Ihnen, nichts zu unternehmen, was mich in Gefahr bringen könnte. Ob die Mächte, für die es keine Grenzen zu geben scheint, das respektieren, steht in den Sternen…«

Ihre Worte verklangen wie ein Hauch, und wie ein Hauch war ihr Kuß, als sie seine Lippen mit ihrem Mund berührte.

Sie gab sich einen Ruck und setzte sich hinter das Steuer ihres

Fahrzeugs. Sie wirkte sehr ernst und traurig und sagte kein Wort mehr, als sie startete.

Langsam rollte sie die Straße entlang und winkte aus dem heruntergekurbelten Fenster zurück. Frank Morell erwiderte diese Geste.

Als Lorette Mallory um die Straßenecke bog, veränderten sich ihre Züge.

Ein satanisches Grinsen umspielte ihre Mundwinkel. Sie hatte den Köder ausgelegt.

Alles, was nun in London geschah - Frank Morell mußte es mit den Dingen hier in Exeter in Verbindung bringen und ihr zu Hilfe eilen, um das vermeintliche Ungeheuer aus ihrer Nähe zu vertreiben. Genau dies war der Augenblick, wo sie dann die Falle zuschnappen ließ…

*

Die Polizei war aufgrund der außergewöhnlichen Vorfälle im Haus der Mrs. Borman nicht untätig gewesen.

Mehrere Streifenwagen waren unterwegs und durchkämmten sämtliche Straßen und Gassen und die abseits gelegenen Moorwege.

Beverley Summer war noch immer nicht zurückgekehrt. Man suchte sie wie eine Stecknadel.

Auch Frank Morell machte sich über die verschwundene Frau seine Gedanken.

Es gab mehrere Möglichkeiten, die zu dem geführt haben konnten, was hier in Exeter passiert war. Dazu gehörte auch Beverley Summer. Wurde die Gefahr durch sie ausgelöst und standen die Ereignisse der vergangenen Nacht in unmittelbarem Zusammenhang mit dieser Gefahr?

Oder drang das Unheil wie ein schleichendes Gift direkt aus Shimba-Loos Reich?

Hatten vielleicht die Einschlagstellen der Meteoriten, die sich nur in wenigen Meilen Entfernung von Exeter befanden, etwas damit zu tun?

Es gab noch eine vierte Wahrscheinlichkeit, die er nicht aus den Augen lassen durfte: das alte Haus in der Firthstreet in Hampton, das vor zweihundert Jahren während eines heftigen Gewitters verschwunden war und nun während seines Aufenthaltes für kurze Zeit wieder auftauchte, wie durch Zauberei…

Überall hätte er jetzt sein mögen zur gleichen Zeit, aber das war selbst mit Dyktenkräften nicht möglich. Eins nach dem anderen mußte er in Angriff nehmen.

Dabei hoffte er, daß man Beverley Summer so schnell wie möglich fand. Ihr Verschwinden gab zu Besorgnis Anlaß…

Es war später Nachmittag, als er Exeter verließ und sich entschloß, noch mal die alte Turmruine aufzusuchen, wo eine neue Schicht von Bewachern inzwischen eingetroffen war. Das Wetter war trüb und regnerisch. Ein verwaschener Himmel spannte sich über eine trostlose Landschaft. Von den Äckern und Wiesen und vom nahen Moor stiegen Nebel auf.

Die sich immer mehr verschlechternde Wetterlage erschwerte die Suche nach Beverley Summer, die seit fünf Stunden von ihrem angeblich – kurzen Spaziergang nicht zurück war…

*

Die Menschen im Nebel, in unmittelbarer Nähe der beiden Krater, waren kaum wahrnehmbar.

Es handelte sich um drei Männer, um zwei Angehörige der Behörde von Dart-Moor und um einen Wissenschaftler aus London.

Der Bezirk rund um die Aufschlagstelle war abgesperrt und mit Blinklaternen versehen worden.

Die beiden Beamten, deren Arbeit abgeschlossen war, verabschiedeten sich von Dr. Stone und gingen zu dem am Wegrand stehenden Fahrzeug.

Stone war allein. Er war nach Bekanntwerden des Meteoriteneinschlages hier im Moor als erster Wissenschaftler eingetroffen. Für den morgigen Tag war die Ankunft von zwei Kollegen vorgesehen, einer aus Dublin und ein weiterer aus London.

Gemeinsam wollten sie ihre Forschungen aufnehmen.

Stones Auftrag war es gewesen, eventuell radioaktive Strahlungen festzustellen und die Krater zu vermessen.

Übermäßige Radioaktivität war zum Glück nicht festgestellt worden. Die beiden Krater selbst hatten sich als verhältnismäßig groß und tief erwiesen. Besonders der eine hatte einen Umfang, den er eigentlich nicht erwartet hätte.

Rund um die Aufschlagstelle war ein Stacheldrahtzaun gespannt, der von einer Seite her zu öffnen war.

Der untersetzte Mann mit dem schütteren Haar zündete sich in Höhe dieses Zugangs eine Zigarette an, warf das noch flackernde Streichholz auf den Boden, wo es zischend verlöschte, und näherte sich dann langsam und nachdenklich den äußeren, ausgezackten Rändern im Erdreich.

Aus beiden Kratern stiegen noch immer Dämpfe, die sich mit dem Nebel vermischten.

Mit diesen Dämpfen sollte es seine besondere Bewandtnis haben. So zumindest hatten Beverley Summer und Steven Whitter, die beiden Zeugen des nächtlichen Meteoriteneinschlages im Krankenhaus

behauptet.

Dr. Stone hatte davon nur flüchtig gehört. Daraufhin hatte er nähere Informationen angefordert, die ihm spätestens heute abend in seinem Hotel zugehen sollten.

Er selbst zumindest hatte nichts Außergewöhnliches in der Zusammensetzung des Dampfes festgestellt.

Der war eine ganz natürliche Erscheinung. Sie trat auf beim Abkühlen der Gesteinsbrocken, die beim Eintritt in die Lufthülle der Erde glühend geworden waren.

Stone glaubte auch ganz sicher zu sein, daß er vollkommen klare und logische Gedanken vollziehen konnte. Es gab nicht den geringsten Hinweis für irgendeinen fremden Einfluß.

Dr. Stone lächelte. Was die Leute sich doch manchmal ausdachten! Da wurden ganz natürliche Himmelserscheinungen oder sonstige Lichtphänomene einfach als Ufos deklariert, da behaupteten einige Zeitgenossen, das Innere solcher Raumschiffe schon gesehen und sogar mit Angehörigen der fremden Besatzung gesprochen zu haben…

Stone stand dicht am Rand des größeren der beiden Krater, der einen Durchmesser von über sechshundert Metern hatte und blickte den verwehenden Dampfschleiern nach, als er das Geräusch vernahm.

Leise, schmatzende Schritte .

Kamen die beiden Männer, die die letzten Stunden mit ihm gemeinsam hier verbracht hatten, noch mal zu zurück?

Er wandte den Kopf und blickte Richtung Straße.

»Hallo? Ist da jemand?« Seine Augen versuchten das neblige Grau zu durchdringen.

Die Schritte kamen nicht von der Straße her – sie kamen mehr von der Seite.

Als Dr. Stone dies erkannte, war die Gestalt schon vor ihm.

Es war eine Frau. Sie trug einen langen, eng geschnittenen, schwarzen Rock und eine dezent gemusterte Bluse, deren obere Knöpfe geöffnet waren.

Die Frau aus dem Nebel hatte ein ovales Gesicht und einen kurzen Haarschnitt.

Es war – Beverley Summer!

*

»Wer sind Sie denn? Wo kommen Sie her?« entfuhr es dem Wissenschaftler überrascht. »Haben Sie die Verbotstafeln und die Absperrung nicht gesehen?«

In dem Augenblick, als er diese Frage stellte, wurde ihm bewußt, wie unsinnig sie eigentlich war. Die Absperrung war selbst hier – vom Rand des Kraters aus – noch im dichten Nebel zu erkennen. Das

hektische Blinken der gelben Warnlampen war unübersehbar und überbrückte selbst die etwa hundert Meter Sicherheitsabstand, die zwischen Kraterrand und äußerer Umzäunung bestanden.

Die Frau stand so dicht vor ihm, daß sie nur die Hände nach ihm auszustrecken brauchte, um ihn zu berühren.

Genau das tat sie.

Und das auf eine Weise, die ihm zu Verhängnis wurde.

Beverley Summer riß blitzartig beide Hände nach vorn und versetzte dem überraschten Wissenschaftler einen Stoß vor die Brust.

Der Mann taumelte. Er war außerstande den Fall zu verhindern.

Instinktiv wollte Stone noch seitlich ausweichen, um mit seinem Fuß nicht über den Kraterrand zu treten.

Dies aber schaffte er nicht mehr.

Er trat ins Leere – und stürzte…

Fauchender, aus der Tiefe steigender Dampf umhüllte ihn, und Stone spürte die zunehmende Erwägung rundum. Er schrie wie von Sinnen, und sein markerschütternder Schrei hallte durch den Nebel.

*

Wie ein Stein fiel er in den Krater, überschlug sich und griff verzweifelt ins Leere, in der Hoffnung, doch noch irgendwo einen Halt zu finden, um den Sturz abzufangen.

Aber da war nichts, wonach er hätte greifen können.

Er fiel… und fiel… und fiel wie in einen endlosen Schlund, der ihn aufnahm. Die Panik in Stone wurde unerträglich. Angst und Grauen schnürten ihm schließlich die Kehle zu, so daß er nicht mal mehr schreien konnte.

Er befand sich schließlich im Zentrum der Dämpfe, die ihn fauchend und heiß wie ein Gespensterreigen umtanzten.

Das alles war zu viel für ihn.

In Erwartung des Aufschlages seines Körpers auf dem Grund des Kraters, der jeden Augenblick erfolgen mußte, versagte sein Organismus ihm den Dienst.

Eine wohltuende Ohnmacht hüllte ihn ein…

Wie eine Marionette stand Beverley Summer am äußersten Rand des Kraters.

Die Schreie aus der Tiefe waren verstummt.

Wie eine Erscheinung stand die Frau da, die Hände dicht an den Körper gelegt, den Kopf stolz erhoben. Es schien, als lausche sie in diesen Sekunden fernen, wispernden Stimmen oder registriere betörende, ihr ganzes Wesen berauschende Visionen, die kein anderer als sie wahrnahm…

Dann tat sie einen Schritt nach vorn, verlor sofort den Boden unter

den Füßen und ließ sich förmlich in den Dampf aus der Tiefe fallen.

*

Zwei Dinge erfolgten so dicht hintereinander, daß man ihren Ablauf kaum nachvollziehen konnte.

Es kam etwas aus der Tiefe – und es kam im gleichen Augenblick etwas aus der Luft…

Graue, pulsierende Kugeln, deren Oberfläche lackartig schimmerte und die aus zusammengeballtem Dampf zu bestehen schienen, rasten vom Schlund des Kraters der Stürzenden entgegen. Jede dieser nebelartigen Kugeln war fast menschengroß.

Beverley Summer fiel auf diese beiden, dicht hängenden Kugeln. Im gleichen Augenblick setzte sich die Abwärtsbewegung nicht mehr fort. Wie von einem Stempel wurde sie in die Höhe gedrückt, und gleichzeitig versank sie langsam aber unaufhaltsam in der porösen, locker und weich wie Watte wirkenden Oberfläche.

Wie im Treibsand verschwunden ihre Füße, die Hände, der Rücken und die Hüften. Die dichte, nach oben strebende Masse überschwappte sie schließlich wie eine Welle, so daß von Beverley Summer nicht mehr das geringste zu erkennen war.

Eine ungleich größere Kugel, rotglühend und von heißen, zischenden Dämpfen umhüllt, durchschlug in der gleichen Sekunde die Wolkendecke über dem Absperrbezirk.

Ein helles Pfeifen erfüllte die Luft. Wolken und Nebelschleier wurden zerrissen.

Einen feurigen Kometenschweif hinter sich herziehend, tauchte ein gewaltiger Gesteinsbrocken über der nächtlichen Aufschlagstelle auf.

Ein Meteorit!

Gasumhüllt und wie von unsichtbaren Kräften gesteuert, schlug er genau in den größeren Krater, aus dem die beiden Nebelkugeln entwichen, in denen Beverley Summer geborgen lag wie der Embryo im Mutterleib.

Was außerhalb um sie herum geschah, konnte sie weder hören noch sehen.

Krachend schlug der Meteorit ein. Der Boden bebte.

Rasend schnell stiegen die Nebelkugeln mit Beverley Summer weiter empor.

Zischend stießen Dampfwolken aus dem Krater.

Absplitternde Gesteinsbrocken flogen wie ein Hornissenschwarm nach allen Seiten. Sie prallten gegen die Innenwände des wie glasiert aussehenden Kraters, stoben als glühender Funkenschwarm aus dem Loch in die nebelschwangere Luft, so daß es aussah, als ob ein Heer überdimensionaler Glühwürmchen sich hier zum Stelldichein

versammle.

Beim Aufprall platzte der Meteorit auseinander wie eine Seifenblase.

Da zeigte es sich: der Stein aus dem Weltall war hohl!

Das bizarre, zerklüftete, felsige Gebilde, das einen Durchmesser von rund dreihundert Metern hatte, fungierte als eine Art Transportbehälter.

Als der Stein wie eine Bombe explodierte, stiegen mit dem zischenden Dampf und den glühenden Gesteinssplittern pulsierende, amorphe Nebelkugeln auf, denen das brüllende Donnern und die aufgewühlte Luft rundum nicht das geringste auszumachen schienen.

Sie hatten ihre eigenen Bewegungsgesetze.

Die Nebelkugeln glitten, als ob sie atmen würden, lautlos in die Höhe.

Zwei weitere Kugeln hatten die Erde erreicht…

Sie folgten den beiden entschwindenden, in denen Beverley Summer eingeschlossen war.

Die junge, dunkelhaarige Frau wirkte völlig entspannt und abwesend und schien die Aufwärtsbewegung, dem fernen Himmel entgegen, überhaupt nicht zu begreifen.

Sie war völlig von der eigenartigen, nebelähnlichen Masse umhüllt und schwebte im wahrsten Sinne des Wortes wie auf Wolken.

Das Geräusch der fauchend um die Nebelkugeln streifenden Luft wurde von der Frau im Innern der Gebilde nicht wahrgenommen.

Dafür vernahm sie andere Laute. Ein leises, rhythmisches Flüstern, das näher kam und stärker wurde…

Stimmen!

Und – Bilder!

Sie zeigten ihr eine Welt, die menschliche Augen nie zuvor erblickt hatten… Und die Stimmen sagten etwas zu ihr, was sie im ersten Moment nicht verstand: »Ich bin… Shimba-Loo… ich habe eine Botschaft für dich!«

*

Er wartete schon in der Vorhalle, als sie endlich eintraf.

Freudestrahlend ging Tom Delay auf Lolette Mallory zu.

In der einen Hand trug er einen gewaltigen Blumenstrauß, in der anderen ein kleines, geschmackvoll eingewickeltes Päckchen mit einer goldfarbenen Schleife.

»Für Sie, Lorette«, sagte er leise, und man sah ihm an, wie glücklich er war, dieser Frau wieder zu begegnen. »Es sind die schönsten Rosen, die ich in ganz London aufgetrieben habe. Und in diesem Päckchen – ein kleines Präsent besonderer Art, wie ich hoffe.

Ein Parfüm mit einer ausgewogenen, nicht alltäglichen Duftkomposition, die nicht zu jeder Frau paßt. Ich bin aber überzeugt davon, Lorette, daß dieser Duft ihre Art unterstreichen wird. Herbsüß, rassig und verführerisch – «, der Anflug eines verträumten Lächelns spielte um seine Lippen, »genau wie Sie…«

Sie sah ihn an mit einem Blick, der vieles versprach…

Zwischen ihnen ging es natürlich und unkompliziert zu. Sie brauchten nicht viele Worte zu machen. Sie verstanden sich wie zwei Freunde, die schon Jahre miteinander zu tun hatten.

»Ich muß mich nur etwas frisch machen, Tom. Es ist nett, Sie zu sehen. Ich freue mich sehr. Kommen Sie bitte mit auf mein Zimmer und warten Sie dort ein paar Minuten. Ich möchte nicht, daß Sie hier herumsitzen – bei all diesen fremden Leuten…«

Mit dem Lift fuhren sie nach oben.

Tom Delay blieb jeweils einen Schritt hinter Lorette Mallory. Er bewunderte den Schimmer ihrer schönen, dichten Haare, die wie gesponnenes Gold aussahen, ihre wohlgerundeten Schultern, ihren aparten Gang…

Als sie in Lorettes Apartment ankamen, löste er das Seidenpapier raschelnd von dem Blumenstrauß, knüllte es zusammen und warf es in den Papierkorb. Er überreichte Lorette die Blumen und das Päckchen.

Wie sich die Dinge dann entwickelten, vermochte er später nicht mehr zu sagen…

Die schöne »Journalistin« war gerade dabei, den Rosenstrauß in eine Vase zu stellen, als Tom Delay hinter sie trat. Er legte seine Hände auf ihre Schultern und zog die erregende Frau sanft zu sich herum.

Ihre Gesichter waren sich nahe. Dann fanden sich ihre Lippen.

Für Tom Delay war es ein Gefühl, als ob er das erste Mal in seinem Leben eine Frau in den Armen halte und küsse. Für Lorette Mallory war es kalter, berechnender Triumph. Sie war ihrem Ziel einen großen Schritt näher. Aber davon ahnte das Opfer nichts, das sie umschlang, als ob er sie nie wieder loslassen wolle.

Sie löste sanft ihre Lippen von seinem Mund. »Nicht, Tom«, flüsterte sie erregt. »Jetzt – noch nicht. Später… wollten wir nicht erst gemeinsam einen Teeausflug machen?«

Sie blickte ihn mit großen, glänzenden Augen und verführerisch schimmernden Lippen an.

»Ich bin verrückt nach dir, Lorette«, sagte er heißer. »Ich weiß nicht mehr, was mit mir los ist. Es ist – wie ein Zauber…«

Sie lachte leise und schlang ihre schlanken Arme um seinen Hals. »Mir ergeht es nicht anders, Tom. Geht es im Leben nicht manchmal wirklich verrückt zu? Da begegnen sich zwei sich vollkommen fremde Menschen – und dann haben sie das Gefühl, schon immer zusammen

zu gehören…«

Sie bot ihm einen Platz an und holte aus dem eingebauten Kühlschrank in ihrem Apartment zwei Gläser und einen Whisky. Sie trank nur einen Schluck und verschwand dann im Bad, um sich frisch zu machen.

Tom Delay hörte das Rascheln ihrer Kleider, als sie sie ablegte und kurz darauf das Rauschen der Dusche.

Fünf Minuten später kam Lorette, in ein großes Badetuch gehüllt, aus dem Raum.

Er erhob sich und ging auf sie zu, als sie ihn wieder mit diesen merkwürdigen, verlockenden Augen ansah.

Als er vor ihr stand, öffnete sie mit beiden Händen ihr Badetuch und schlang ihre Arme mitsamt dem Tuch um ihn. Er küßte sie wie verrückt und spürte die Nähe ihres warmen, verlockenden Körpers, der sich an ihn drängte.

»Lorette!« flüsterte er.

Er ließ sich mit ihr auf das breite, bequeme Bett sinken und gab sich ganz dem Sturm seiner Gefühle hin…

*

Eine Stunde später verließen sie das Hotel.

Lorette bestand darauf, daß Tom Delay den Platz neben ihr in dem silbergrauen Bentley einnahm.

»Heute läßt du dich mal von mir fahren!« lachte sie. »Ich kenne da einen wunderhübschen Platz, er liegt rund zehn Meilen westlich von London. Es wird dir sicher dort gefallen…«

Er nahm neben ihr Platz.

»Der Wagen riecht noch ganz neu«, bemerkte Tom Delay mit einem anerkennenden Rundblick.

»Er ist neu, Tom.«

Mit keinem Wort fragte er danach, weshalb Lorette Mallory vergangene Nacht nicht im Besitz dieses Fahrzeuges gewesen war. Hier gab es einen auffälligen Widerspruch, der ihn seltsamerweise gar nicht interessierte.

Lorette fuhr vom Parkplatz und reihte sich wenige Augenblicke später in den fließenden Verkehr ein.

Der Weg durch die Innenstadt war zeitraubend. Dann ging es schneller voran.

Für Tom Delays Empfinden fuhr Lorette bei den bestehenden Sichtbehinderungen etwas zu schnell, aber er sagte nichts.

An ihrer Seite fühlte er sich entspannt und ausgesprochen sicher.

Sie plauderten über alles mögliche, und die Zeit verging wie im Flug.

Lorette fuhr auf einer schmalen, kurvenreichen Straße, die auf beiden Seiten von dicht stehenden Bäumen gesäumt war.

Plötzlich verringerte sie die Geschwindigkeit.

Gleich darauf zeigte sich hinter wabernden Nebelschleiern eine Abzweigung, die direkt in den Wald führte. Am Wegrand stand ein verwittertes Hinweisschild. Die Schrift darauf war so verwaschen, daß Tom Delay trotz aller Anstrengung sie nicht mehr lesen konnte.

Lorette zog den Bentley scharf nach links und fuhr den Weg in den Wald.

»Es ist ein wunderschönes Ausflugsziel, Tom. Ich kenne keine schönere Teestube im näheren Umkreis als diese. Bei gutem Wetter findest du dort nirgends einen Platz. Aber der Nachmittag heute ist für uns beide geradezu ideal. Wir werden das Teehaus für uns ganz allein haben…«

Delay wollte nähere Einzelheiten über dieses, von Lorette angekündigte Teehaus wissen, hielt aber im Sprechen inne, als er die schemenhaften Umrisse des im viktorianischen Stil errichteten Gebäudes sah, das wie eine wunderschöne Fata Morgana eine zurückweichende Lichtung ausfüllte.

Ein Haus mit spitzgiebeligem Dach, kleinen Erkern und Baikonen wirkte hier, inmitten der Waldschneise, geradezu einladend.

Tom Delay strahlte: »Genau wie du gesagt hast. Nicht ein einziges Fahrzeug. Wir sind offenbar die einzigen Gäste.«

»Dann wird man uns um so zuvorkommender – wie Könige – bedienen.«

Lorette Mallory fuhr ans Haus heran, bremste und schaltete den Motor ab.

Totenstille umgab sie.

Tom Delay stieg aus, ging um das Fahrzeug herum und öffnete die Tür zur Fahrerseite, damit Lorette heraus konnte.

Als sie die Beine herumzog, rutschte der schwingende Rock über die Knie und gab den Blick auf ihre langen, braunen und festen Schenkel frei. Sie machte sich nicht die Mühe, den Rock verschämt herunterzustreichen.

Tom Delay streckte beide Hände nach ihr aus, die sie ergriff. Er zog sie an sich. Ihre Nähe verwirrte und erregte ihn jedesmal aufs neue.

Er schlang den rechten Arm um ihre Hüften.

Zwei Schritte von der schmalen, niedrigen Tür entfernt, ließ Tom die schöne Journalistin los, um ihr zuvorkommend die Tür zu öffnen.

Seine Hand legte sich auf die Klinke… wollte sich auf die Klinke legen… aber da war nichts.

Er griff ins Leere!

Im nächsten Augenblick reagierte sein Verstand mit Verwirrung

und Ratlosigkeit.

Wo er eben noch das Haus im viktorianischen Stil wahrgenommen hatte, waberte lautlos und grau der Nebel auf und nieder. Dahinter zeigten sich die schemenhaften Umrisse alter, knorriger Bäume.

Diese unheimliche Stille!

Sie war nicht normal. Man hörte kein Laub rascheln, das von irgendeinem Waldtier verursacht wurde, man hörte nicht mal das Zwitschern der Vögel…

»Lorette!« rief er voller Entsetzen. »Das gibt es doch nicht! Das ist ja unheimlich! Laß uns schnell von hier fortgehen…« Mit diesen Worten warf er den Kopf herum, um seine Freundin anzusehen.

Aber die – war nicht mehr da, wo sie eben noch gestanden hatte!

An ihrer Stelle – ragte hoch wie ein Hügel eine schuppige, riesenhafte Echse auf, deren Maul weit geöffnet war. Weiß und wie geschliffene Dolche schimmerten die gewaltigen Zahnreihen. Rot wie Blut zuckte die dicke Zunge in dem gewaltigen Maul, von dessen Lefzen schwarzer Geifer troff.

*

Die bernsteinfarbenen Raubtieraugen in dem wuchtigen Schädel mit den Hörnern bewegten sich wie selbständige Kugeln.

Ein urwelthaftes Brüllen kam aus der Kehle des Ungeheuers.

Es hob seine rechte Pranke.

»Lorette?« entrann es mit schwacher Stimme den zitternden Lippen des bleichen Mannes. Er taumelte zurück. Sein Herz schlug wie rasend, und der Schweiß brach ihm aus allen Poren. »Lorette!« rief er dann mit sich überschlagender Stimme, daß es schaurig durch den Wald hallte und er das Echo seines Rufes vernahm.

»Wo bist du?«

Gehetzt blickte er sich um. Die Frau, in die er vernarrt war, wie in keine andere je zuvor, war wie vom Erdboden verschluckt.

Panisches Entsetzen packte sein Herz, und er meinte, eine eiskalte Hand würde seine Brust durchstoßen und das zuckende Organ umklammern.

Verschluckt! Aus dem Nichts war das Ungetüm gekommen und hatte Lorette… Alles in ihm wehrte sich gegen das, was sich ihm aufdrängte.

Die Haare standen ihm zu Berg. Die riesige Klauenhand kam blitzschnell herab!

Tom Delay wußte nicht, woher er die Kraft zum Handeln nahm. Wie von Furien gehetzt, lief er los. Keine Sekunde zu spät. Die Klauenpranke krachte nach unten.

Zweige und Äste brachen, das Buschwerk, das in Wirklichkeit

anstelle des im viktorianischen Stil erbauten Teehauses stand, wurde wie unter einem riesigen Hammer zusammengepreßt.

Das Brüllen ließ die Luft erzittern. Das Stampfen der massigen, muskulösen Schuppenbeine erschütterte den Erdboden, über den er lief.

Für Tom Delay stand die Welt Kopf…

Alles in ihm wehrte sich gegen das, was er sah, hörte und erlebte – und doch konnte er diese grausige Vision nicht einfach ignorieren.

Er suchte sein Heil in der Flucht.

Aber er hatte nicht die geringste Chance.

Wenn er zehn Schritte machte, tat das Ungeheuer nur einen einzigen, und im Nu war der scheinbar rettende Abstand zwischen ihnen zur Lächerlichkeit zusammengeschrumpft.

Delays gesamter Organismus befand sich in Aufruhr. Sein Herz schlug wie rasend, und das Blut hämmerte in seinen Schläfen. Er hatte das Gefühl, als würde sein Schädel jeden Augenblick zerspringen. Seine Muskeln verkrampften sich, und die Anspannung hemmte ihn in seinem Lauf.

Angst und Ratlosigkeit setzten ihm in einer Weise zu, wie er das nie zuvor in seinem Leben gespürt hatte.

Was ging hier vor? Wo war Lorette?

Während sein fieberndes Gehirn verzweifelt nach Antworten auf all die zahllosen, ihn bedrängenden Fragen suchte, lief er mechanisch weiter. Wie ein Roboter, schwerfällig und plump. Er hatte das Gefühl, auf der Stelle zu treten…

Da wurde der Nebel über ihm schwarz. Wie ein Himmel aus gegerbten Fledermausflügeln zeigte sich die riesige, gespreizte Klauenhand des Ungeheuers über ihm.

Die Luft brodelte und zischte, als sie durch die blitzschnelle Bewegung der riesigen Hand zusammengepreßt wurde.

Tom Delay mobilisierte seine Kräfte. Er warf sich nach vorn, so kraftvoll er konnte, um den Abstand zwischen sich und dem unheimlichen Wesen zu vergrößern, um… Aber er schaffte es nicht mehr ganz.

Ruckartig wurde er herumgerissen – ohne eigenes Dazutun! Es kam ihm so vor, als hätte jemand eine Angel nach ihm geworfen, deren Haken sich nun in seinem Hemd verfangen hätte!

Fast genauso war es…

Sein Hemd riß auf vom Kragen bis zu den Hüften.

Eine der gekrümmten Klauen hatte sich im Stoff verfangen und zog ihn ratschend auseinander.

Doch das Hemd bot keinen Schutz. Die Kralle stieß durch bis auf die Haut. Brennender Schmerz durchfuhr seinen Körper.

Die messerscharfe Kralle durchbohrte wie ein Schwert seinen

Rücken…

*

Schweratmend lag er da, den Blick in den nebelverhangenen Himmel gerichtet.

Das riesige, schuppenbedeckte Ungeheuer mit den Hörnern, dem Rückenkamm und dem schwarzen Geifer füllte das Blickfeld vor seinen Augen.

Die schweren, massigen Schuppenbeine trugen den Koloß heran.

Tom Delays Augenlider zuckten. Sein Atem ging stoßweise. Sein Geist zwang ihn zu reagieren. Er mußte fliehen! Aber sein schwacher Körper versagte ihm den Dienst…

Er war dem unglaublichen Monster auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Es gab keine Rettung mehr…

Das fauchende Ungeheuer mit den wilden Raubtieraugen ging träge in die Hocke, das ganze Blickfeld vor ihm ausfüllend. Mit seinen gewaltigen Pranken stützte das Ungetüm sich links und rechts neben dem Schwerverletzten ab. Für einen Augenblick sah es so aus, als ob der Koloß mit seinem Körper den unter ihm Liegenden erdrückte.

Der riesige Schädel senkte sich, das breite Echsenmaul öffnete sich. Die dicke, rote Zunge lag wie geronnenes Blut zwischen den dolchartigen Zahnreihen.

Das alles bekam Tom Delay mit.

Und noch mehr…

Während das furchteinflößende Untier sich über ihn beugte, vollzog sich mit ihm eine erstaunliche Verwandlung.

Die Haut wurde heller, die Schuppen schrumpften ein. Der ganze aufgeblähte, riesige Leib schmolz wie ein Schneerest unter den ersten warmen Sonnenstrahlen. Der massige Schädel mit den Hörnern und den bernsteinfarbenen Raubtieraugen verlor seine typische Echsenform und wurde zu einem breiigen, gestaltlosen, pulsierenden Etwas, das immer heller wurde und in dem sich schließlich die Farbe menschlicher Haut und langer, blonder, seidig schimmernder Haare zeigte…

Kalter Schweiß perlte auf dem bleichen Gesicht Delays.

Seine Hände krallten sich in das feuchte, verfaulende Laub, auf dem er lag.

Die Farbe und Form dieser Haare erinnerte ihn an etwas – an jemand… Lorette! Aus dem Gigantenkörper schälte sich schließlich der vollendet schöne, nackte Leib der Frau, nach der er verrückt war.

Er bewegte die Lippen. Er wollte etwas sagen, doch die ersten Worte ergaben nur ein unartikuliertes Murmeln. Wie ein Hauch klangen die nachfolgenden Silben: »Ich kann… dich… in…

Wirklichkeit… nicht… sehen… Lorette…«, wisperte er. Sein Atem ging rasselnd. Aus seinen Mundwinkeln lief Blut. »Dies ist… der… Tod… der mir… das schöne Bild… noch… einmal… vor… Augen führt…«

Er bemühte sich die Augen weit zu öffnen, um so viel wie möglich von der schönen Frau zu sehen. Sie war schön – aber irgend etwas war anders an ihr als in jener Stunde, als er sie liebte. Sie wirkte abweisend und kalt wie Eis.

»Es ist nicht der Tod, Tom«, vernahm er ihre kristallklare, scharfe Stimme. »Dies alles ist Absicht – Berechnung, wenn du so willst…« Um seine spröden Lippen zuckte es, und auf seiner Stirn zeigte sich eine steile Unmutsfalte. Sein ganzes Gesicht war ein einziges Fragezeichen.

»B-e-r-e-c-h-n-u-n-g?« dehnte er dieses Wort mit schwacher, kaum vernehmbarer Stimme. »Lorette… wieso… du? Was hast du… mit diesem… furchtbaren… Ungeheuer… zu… tun?«

»Alles, Tom! Das andere – und ich… wir sind ein- und dasselbe.«

»Das kann… nicht… sein… Lorette«, brachte der Sterbende mit letzter Kraft hervor. »Ich verliere… den… Verstand… Ich begreife… nichts… du, Lorette… hast nichts… nicht das Geringste… mit dem zu tun… was ich meine… gesehen zu haben.«

»Du irrst, Tom!« Er konnte den triumphierenden Ausdruck auf ihrem Gesicht nicht mehr wahrnehmen. Es schien, als würde sie die letzten Sekunden seines Lebens noch ausnützen, um ihm ihren Sieg noch vollends klarzumachen. »Dies alles war gewollt. Ich mußte dich töten…«

»Was sagst… du… da… Lorette? Warum – Lorette? Wie kannst du – meinen Tod… wollen… wenn du mich… doch… liebst?«

»Ich habe dich nie geliebt, Tom. Liebe? Was ist das? Ich habe lediglich getan, was Shimba-Loo von mir verlangt hat. Er ist mein Herr und Meister – er befiehlt, und ich führe aus! Dein Tod ist der Köder für Frank Morell, für Mirakel – den Dyktenmann… Er wird dir nachfolgen, weil er nun glaubt, daß das schreckliche Ungeheuer erneut auftauchte um mich zu verfolgen…«

Man sah dem blassen, verzerrten Gesicht Delays an, daß es noch viele Fragen gab, die ihm auf der Seele brannten.

In der tiefsten Tiefe seines Bewußtseins entwickelte sich ein merkwürdiger, unfaßbarer Gedanke. Ein Verdacht… Konnte es sein, daß Geister aus einem finsteren Reich das Leben der Menschen in irgendeiner Form beeinflußten und bedrohten?

In vielen Büchern war schon die Rede von sogenannten Besessenen, die einen oder gar mehrere Teufel und Dämonen in sich beherbergten. So etwas gab es nicht… konnte es nicht geben! Wenn ein Mensch nicht wollte, dann konnten die bösen Mächte ihm nichts

anhaben.

Bei Lorette Mallory aber lagen die Dinge anders. Sie wollte… sie war kein Mensch!

Unter Vorspiegelung falscher Tatsachen war sie in sein Leben getreten und hatte ihn wie ein Handwerkszeug benutzt. Nun entledigte sie sich dieses Handwerkszeugs…

Seine Gedanken verwischten und waren nicht länger faßbar für ihn.

Mit einem großen Geheimnis in seinem Herzen starb Tom Delay. Sein Körper streckte sich, sein Kopf fiel zur Seite.

Lorette Mallory richtete sich auf. Ohne noch einen weiteren Blick auf den Toten zu werfen, wandte sie sich um und lief schleunigst den Weg zurück, den sie mit dem silbergrauen Bentley gefahren war.

Nackt und bloß wie sie war, eilte sie in den Nebel. Dann begann sie laut um Hilfe zu rufen.

Auf dem Weg zur Straßenkreuzung bediente sie sich der magischen Fähigkeiten, die der schreckliche Shimba-Loo ihr verliehen hatte.

Ihre Blöße bedeckte sich mit dem hellen, buntgemusterten und schwingenden Rock, mit dem enganliegenden, ausgeschnittenen T-Shirt, der ihre weiblichen Reize voll zur Geltung brachte.

Ihr langes, blondes Haar flatterte wie eine Fahne um ihren Kopf.

Sie erreichte die Wegabzweigung und lief am Fahrbahnrand entlang, heftig winkend, sobald sie die Annäherung eines Fahrzeuges registrierte.

Der erste Fahrer hielt auch sofort an, als er die verängstigte, völlig erschöpfte Frau sah.

Erschrocken kam der Mann aus dem Auto. »Was ist denn los? Ist etwas passiert?«

Lorette Mallory atmete schnell und schluckte. Mehrere Male setzte sie zum Sprechen an, aber kein vernünftiges Wort kam über ihre Lippen.

Abgehackt erzählte sie etwas von einer Spazierfahrt mit ihrem Freund, vom Auftauchen einer urwelthaften Echse, die sie hatte töten wollen und der ihr Begleiter schließlich zum Opfer gefallen war… »Polizei… bitte informieren Sie… das nächste Revier!« stammelte sie. »Das Untier… kann jederzeit… wieder auftauchen. Es hält sich noch… immer im Wald auf. Menschen… sind aufs äußerste gefährdet!«

Ihre Stimme klang weinerlich. Sie schluchzte. Lorette Mallory war mit den Nerven fertig.

Was sie – ihren eigenen Worten nach – erlebt hatte, war mehr als ein Mensch ertragen konnte.

Sie verdrehte die Augen und taumelte.

Der Fahrer, den sie angehalten hatte, reagierte schnell genug.

Lorette Mallory sank in seinen Armen zusammen.

Sie war bewußtlos…

*

Der Mann verlor keine Sekunde und informierte die Polizei, die sofort einen Streifenwagen losschickte, während Lorette Mallory auf dem schnellsten Weg in ein Londoner Hospital gebracht wurde…

*

Beverley Summer hatte das Gefühl, schwebend einen Traum zu durcheilen.

Eben noch die Stimme, die ihr eine Botschaft ankündigte – und nun erlebte sie mit allen Fasern ihres Bewußtseins und ihres Körpers diese Botschaft selbst.

Die Welt um sie herum veränderte sich.

Der Nebel löste sich auf.

Mit einem Mal meinte Beverley Summer nicht mehr in der Horizontale zu liegen, sondern wieder auf ihren Füßen zu stehen.

Fest und steinig war der Untergrund. Unweit von ihr erhoben sich bizarre, zerklüftete Felsnadeln, die in einen schwarzen, sternenübersäten Himmel ragten.

Beverley Summer ließ den Blick in die Runde schweifen.

Was sie erlebte, war so phantastisch, so außergewöhnlich, daß Worte zu schwach waren, es zu schildern.

Sie glaubte das Ereignis in seiner ganzen Tragweite zu erkennen.

Der kantige, felsige Horizont hob sich messerscharf vom schwarzen Hintergrund des – Weltalls ab!

Die junge, blasse Frau mit dem kurz geschnittenen Haar hob den Blick und fuhr erschreckt zusammen. Links über ihr stand sonnengroß eine kupferfarbene, mit zahllosen dunklen Streifen durchsetzte Scheibe, die wie ein Planet über ihr schwebte.

Es handelte sich in der Tat um einen Planeten. Es war – der Mars.

Sie selbst stand in dieser Minute auf einem winzigen, nur mehrere Quadratkilometer großen Gesteinsbrocken, einem sogenannten Planetoiden, der sich in einer Umlaufbahn zwischen Erde und Mars befand. Zu beiden Seiten neben ihr, über und unter ihr, schwebten weitere Gesteinsbrocken, die aus einem größeren Planeten zu stammen schienen. Einige waren größer als jenes steinige Eiland, auf dem sie stand – andere kleiner. Es gab einige, die waren nur so groß wie Tennisbälle…

Beverley Summer fühlte ihr Herz pochen.

Was sie hier erlebte, war doch ganz unmöglich!

Diese winzige, steinerne Welt, auf der es weder Wasser noch Luft

gab, die auf der einen Seite durch die ungehinderte Sonneneinstrahlung glühend heiß und auf der anderen Seite durch die eisige Kälte des Weltalls klirrend kalt war – war eine mörderische Welt, die einen Menschen von einer Sekunde zur anderen umbrachte!

Aber seltsamerweise konnte sie atmen, spürte sie weder Hitze noch Kälte und war in eine für sie angenehme Temperatur getaucht.

Zu dieser, allen Naturgesetzen hohnsprechenden Erkenntnis kamen neue Erfahrungen und Erlebnisse, die sie wie ihre Umgebung als echt und wirklich vorhanden annehmen mußte.

*

Sie hörte plötzlich ein Geräusch hinter sich.

Schritte!

Sie wandte den Kopf. Schräg hinter ihr löste sich aus dem Schatten der seltsam geformten Felsnadeln eine Gestalt. Es war Dr. Stone, den sie in den Krater gestoßen hatte. Beverley Summer konnte sich plötzlich wieder an alles erinnern. Und seltsamerweise begriff sie in dieser Sekunde erst, weshalb sie es getan hatte.

»Wir sollten die gleichen Erfahrungen machen«, sagte sie leise. »Irgend jemand will, daß wir beide zu Eingeweihten werden. Dieser Jemand ist niemand anders als Shimba-Loo. Er hat es mir selbst gesagt…«

Der untersetzte Mann mit dem schütteren, grauen Haar, das ihn älter machte, nickte ernst. »Als ich in den Krater fiel, hätte ich nicht geglaubt, daß sich unsere Wege noch mal kreuzen würden. Es gibt viele seltsame und wunderbare Dinge in dieser Welt.

Shimba-Loo will sichergehen. Er braucht Botschafter. Dazu hat er uns erwählt. Soviel ist mir in der Zeit meines kurzen Aufenthaltes hier klargeworden. Es ist als ob ein unsichtbarer Geist mit meinem Hirn ständig in Verbindung stehe, um es mit neuen Informationen zu versorgen. Mit Worten tut Shimba-Loo sich schwer, habe ich festgestellt. So hat er einen anderen, für ihn offenbar günstigeren Weg gewählt, uns in Kenntnis zu setzen. Daß er zwei Personen gleichzeitig ausgewählt hat, spricht dafür, daß er Sicherheit sucht. Er muß damit rechnen, daß einem von uns etwas passiert… Dann aber muß der andere noch in der Lage sein, seine Botschaft weiter zu geben.«

Die Begegnung und das Gespräch spielten sich ab wie im Traum. Hier waren zwei fremde Menschen, deren Wege sich durch Zufall kreuzten, im wahrsten Sinne des Wortes wie im Traum mitten im Weltall auf einem winzigen Eiland zusammengetroffen, um etwas in die Wege zu leiten, was ein fremder und für sie unfaßbarer Geist ausgedacht hatte.

Sie begriffen: so gewaltig diese Macht auch sein mochte – sie kam

ohne die Hilfe mindestens eines von ihnen nicht aus…

Die Stimme kam von überall her.

»Ich bin Shimba-Loo – und ich bin es doch nicht mehr. Mein Wesen ist nur noch halb. Es ist gespalten wie das eines Wahnwitzigen.« Die Worte verhallten und schienen einzutauchen in das unendliche Universum und dort zu verwehen. »Dies ist die Welt – ein Teil von ihr, zerrissen wie mein eigenes Wesen. Hierher hat man mich gebracht – irgendwann mal, einst… es ist unmöglich, eine Zeit anzugeben, weil es dafür in keiner menschlichen Sprache einen passenden Begriff gibt. Ich bin ein Einzelgänger, der Große eines großen Volkes, der viel erkannt, gesehen und noch viel mehr erforscht hat. Ich bin in Geheimnisse eingedrungen und habe die verbotenen Schriften studiert. Die ›Hüter des Lichts‹, wie sich jene nannten, die die Schriften zu bewachen hatten, verdammten mich ob meines Eindringens in ihre heiligen Hallen. In ihren Augen war ich zum Dieb geworden. Ich hatte Erkenntnisse und Wissen von universeller Tragweite gewonnen, die einem Sterblichen nicht anstehen. Ich war unreif und klein in den Augen derer, die ich versucht hatte zu überlisten. Sie konnten mich nicht töten. Sie mußten mich bestrafen – sie mußten mich zu einem der Ihren machen und damit verändern. Sie wollten ein für alle mal das Böse, das mich zu dieser Tat getrieben hatte, ausmerzen. Was ich getan hatte, war ein einmaliger Fall, und es wurde ein einmaliges Exempel statuiert. Der Einzelgänger sollte leiden – für alle Ewigkeiten sollte sein Körper vom Ich getrennt werden, und dieses Ich wiederum sollte noch mal gespalten sein. Ihr sollt die Stunde miterleben, die sich seinerzeit hier auf diesem Teil einer winzigen Welt abgespielt hat, die zu meinem Gefängnis wurde – zu einem › magischen Meteoriten-Gefängnis‹…«

Die Worte aus dem All und den Sternen verhallten.

Unendliche Stille breitete sich um sie herum aus. Von übermächtiger Stärke war die endlose Einsamkeit zu spüren, die sie hier inmitten des Alls zwischen zwei Planeten umgab.

Ein geheimnisvolles Licht tauchte vor ihnen in der ewigen Finsternis auf und erinnerte minutenlang an einen Stern, der besonders stark und intensiv leuchtete. Dann wurde dieses Licht größer und verbreiterte sich fächerförmig.

Ein Teil des Planetoidenbrockens vor ihnen wurde in gleißende Helligkeit getaucht, als ob eine fremde Sonne plötzlich zu scheinen begänne.

Die Schatten zwischen den Felsblöcken und bizarr geformten Nadeln verschwanden schlagartig. Gut ein Drittel dieser steinernen Welt, auf der kein Baum und kein Strauch wuchs, auf der es kein Leben gab, auf der kein Tropfen Wasser existierte, wurde auf eine magische Weise geheimnisvoll erleuchtet.

Und innerhalb des Lichtfeldes, das etwa in Steinwurfweite vor ihnen begann, spielte sich ein Drama ab, dessen Zeuge sie wurden und dessen Inhalt sie voll und detailliert begriffen.

Das Wort »Shimba-Loo«, das bisher nur Begriff für das gewesen war, Stein wie diese steinerne Welt – wurde plötzlich mit Leben erfüllt.

Shimba-Loo – war ein Wesen wie sie, war Mensch aus Fleisch und Blut – jedoch von außergewöhnlich großem Wuchs.

Shimba-Loo – war ein Riese, wie er im Märchen, in der Sage vorkam.

Er kam auf sie zu, groß wie ein Berg und völlig haarlos bis auf die gewaltigen Augenbrauen, unter denen sich große und klugblickende Augen verbargen. Beverley Summer und Dr. Stone kamen sich klein und verloren vor unter dem Blick dieses Giganten, der sie zertreten konnte, wie ein Mensch eine Ameise zertritt.

Shimba-Loo trug weit geschnittene, seidig schimmernde Beinkleider und dazu ein ärmelloses, offen stehendes Wams, das seine breite, kahle Brust und seine muskelbepackten Arme deutlich zur Geltung brachte.

Der Riese lief geduckt und warf immer wieder einen Blick zurück, als erwarte er irgendwelche Verfolger.

Shimba-Loo befand sich auf der Flucht aus den Hallen der »Hüter des Lichts«, denen er ein großes Geheimnis entwendet hatte.

Damit hatte er sich schuldig gemacht und mußte bestraft werden.

Der Riese lief direkt auf die beiden Menschen zu.

Beverley Summer und Dr. Stone gerieten seltsamerweise nicht in Panik. Irgend etwas in ihnen beruhigte sie und ließ sie geradezu mit stoischer Gelassenheit die Dinge verfolgen und registrieren, die sich vor ihnen abspielten. Im wahrsten Sinne »abspielten«, denn all die Dinge, deren Zeuge sie wurden, ereigneten sich nur innerhalb des Lichtkreises vor ihnen. Und dieses Licht wuchs nicht. Dies bedeutete: Shimba-Loo konnte den finsteren Teil der Planetoidenwelt nicht aufsuchen.

Plötzlich verharrte der Riese in der Bewegung. Halb seitwärts gedreht, den Kopf nach hinten gewandt, lauschte er auf das, was kommen sollte. Und da erst erkannten Beverley Summer und Dr. Stone, daß Shimba-Loo etwas bei sich trug. Er hatte es unter den Arm geklemmt, ein mannsgroßer, eiförmiges Gebilde, das perlmuttfarben schimmerte.

Plötzlich ging alles Schlag auf Schlag.

Innerhalb des Lichts tauchten plötzlich Lichtkringel auf, die so intensiv leuchteten, daß Beverley Summer und Dr. Stone sekundenlang geblendet die Augen schlossen.

Als sie sie wieder öffneten, war das, was Shimba-Loo zugestoßen

war, schon so gut wie abgeschlossen.

Pulsierende Lichtkugeln umringten ihn von allen Seiten, fielen den Fliehenden an wie ein Hornissenschwarm, und Shimba-Loo war außerstande, auch nur noch einen einzigen Schritt zu gehen.

Er schlug um sich. Da glitt das eiförmige Etwas unter seinen Armen hervor. Sekundenlang sah es so aus, als ob es auf dem Boden zerschellen würde. Es war leicht und federnd wie ein Ballon, der vom geringsten Luftzug mitgerissen wurde.

Doch der seltsame Behälter, der wichtige und für Menschen unerklärliche und unbeschreibliche Geheimnisse enthielt, fiel nicht auf den Boden. Pulsierende Lichtkreise, die Shimba-Loo zuvor als die »Hüter des Lichts« bezeichnet hatte, schwangen in tänzerischer Leichtigkeit heran, umringten das eiförmige Gebilde und trugen es durch die Lüfte davon in eine Ferne, die menschliche Augen nicht mehr übersehen konnten.

Mit Shimba-Loo aber nahm es ein trauriges Ende.

Dieser Riese, der aussah, als könne er hundertjährige Eichen mit dem kleinen Finger aus dem Boden reißen, wurde zwischen den pulsierenden Lichtkugeln zu einem hilflosen Kind. Er wurde zurückgetrieben an die nackte Felswand und spreizte wie auf ein unhörbares Kommando hin die Arme, als ob unsichtbare Ketten ihn an das nackte Felsgestein schmiedeten.

Doch dies alles war erst das Vorspiel. Dann ereignete sich, was menschlicher Verstand nur schwer nachvollziehen konnte.

Und wiederum begriffen Beverley Summer und Dr. Stone, zwei Menschen, die durch ein geheimnisvolles Band mit dem Geschehen hier verbunden waren. Beide waren, unabhängig voneinander, Zeuge eines Meteoriteneinschlages geworden. Dr. Stone unmittelbar nach seinem Sturz in den Krater, wo ihn zwei Nebelkugeln wie durch Zauberei umschlossen und gerettet hatten, und Beverley Summer eine ’ Nacht zuvor, als sie mit ihrem Verlobten, Steven Whitter, unterwegs war. Auch Steven Whitter wäre dazu vorbereitet gewesen, die Mission zu erfüllen, die man offensichtlich von ihnen erwartete. Doch durch Shimba-Loos Rachedämon, Lorette Mallory, war dieser Mann daran gehindert worden…

Der reglose, in den Fels gelehnte Riese wurde von den »Hütern des Lichts« gerichtet.

Seine Haut wurde seltsam fahl, als ob jegliches Blut aus ihr wich. Sein Körper wirkte kalt und frostig.

Aus den Poren lösten sich winzige, blasenförmige Gebilde, die etwa einen Meter Durchmesser erreichten.

Hier vollzog sich, was Shimba-Loo durch Worte nur hatte andeuten können: Seine Richter trennten von seinem Ich das Gute und das Böse. Sie nahmen ihm nicht das Leben. Sie verbannten den Geist des Guten,

dessen er sich nicht würdig erwiesen und das er nicht entwickelt hatte, in magische Gefängnisse. Nun sahen Beverley Summer und Dr. Stone auch, was damit gemeint war – und das Bild rundete sich ab.

Innerhalb des von Licht erfüllten Bezirks dieser bizarren Welt tauchten zwischen Felsblöcken und Felsnadeln nur wenige Meter durchmessende Meteoritenbrocken auf, die den Geist des Guten wie ein trockener Schwamm in sich aufnahmen.

Die Oberflächen der Planetoidenbrocken schienen durchlässig zu werden. In die beiden kleinsten Weltenkörper schlüpfte jeweils eine der nebligen Kugeln. Dann folgte ein etwas größerer Planetoid, in den zwei Kugeln schlüpften. Und in einen vierten schließlich glitten drei der Nebelgebilde.

Unfaßbares wurde für zwei Menschen verständlich. Das Gute Shimba-Loos wurde in vier magischen Meteoritengefängnissen bewahrt. Das Böse, die zweite geistige Macht eines jeden Ichs blieb ihm erhalten, und damit gewann er seine Freiheit wieder. Eine Freiheit, die für ihn zu einem zweischneidigen Schwert werden sollte.

Beverley Summer und Dr. Stone wurden Zeuge der Dinge wie Zuschauer in einem Kino auf der Leinwand.

Die »Hüter des Lichts«, jene kugelartigen Lichtwesen, verschwanden im Nichts. Sie versanken dort, woher sie gekommen waren. Die Meteoritenbrocken, die zum magischen Gefängnis des Guten in Shimba-Loo geworden war, glitten vorbei, auf der sich die beiden menschlichen Beobachter befanden.

Shimba-Loo selbst, der Riese, geriet in einen Wirbel von Ereignissen, die sich im Zeitraffertempo vor den beiden, auf geheimnisvolle Weise entführten Menschen abspielten.

Shimba-Loo war nur noch ein Teufel in menschlicher Gestalt. Das Böse in ihm verselbständigte sich. Shimba-Loo suchte ruhelos in Welten verschiedener Dimensionen nach einer Bleibe und manifestierte sich schließlich in jenem Parallel-Universum, das von Frank Morell alias Mirakel als »Shimba-Loos Welt« bezeichnet worden war.

Für Beverley und Dr. Stone wurde verständlich, daß mit einem Meteoriteneinschlag vor vielen hunderttausend Jahren das Böse mit Shimba-Loo auf die Erde getragen worden war. Der Riese irrte durch eine werdende Welt. Er vereinigte sich mit bösen Mächten und Dämonen, die der gefährlichen Rha-Ta-N'my huldigten. Hier fand er auch die Möglichkeit, in eine andere Dimension überzugehen.

Sein Körper blieb in der Welt der Menschen zurück, jenes riesige Skelett, daß vor kurzem durch einen Zufall unter einem halbzerfallenen Turm gefunden wurde. Sein böser Geist aber fand eine Welt, in der er sich voll entfalten konnte.

Seit jenen Tagen existierten praktisch zwei Shimba-Loos. Das Böse

in der unfaßbaren Dämonenwelt einer anderen Dimension – das Gute gefangen in vier verschiedenen Meteoritengefängnissen, die mit magischer Kraft beseelt waren.

»Ich sehne mich danach, wieder der zu sein, der ich mal war«, vernahmen sie wieder die Stimme, die von überall her zu kommen schien. »Ich habe die Möglichkeit – durch einen Mann, der Mensch geworden ist, dessen Seele jedoch einst auf der Welt der Dykten zu Hause war, zu der ich in besonderer Beziehung stehe…« Was es damit auf sich hatte, darauf ging Shimba-Loo nicht ein. »Die ›Hüter des Lichts‹ haben einen Weg geschaffen zur Rückkehr. Nicht endgültig sollte ihre Strafe sein. In jenen Tagen, da ein Mann sich seiner Dyktenkräfte erinnern würde, sollte die Möglichkeit zur Wiedervereinigung der beiden Ichs Shimba-Loos geschaffen sein.«

Magische Barrieren durch das Wirksamwerden der Dyktenkräfte auf der Erde wurden eingerissen. Der Einschlag von bisher drei Meteoriten, die insgesamt vier Geistkugeln des Positiven in Shimba-Loo freigegeben hatten, war auf dieses Niederreißen der magischen Barrieren zurückzuführen.

»Eine Barriere und das magische Gefängnis, in dem die drei letzten Geistkugeln beherbergt sind, löste sich nicht von allein auf. Auch dies war so vorgesehen. Derjenige, der die Dyktenkräfte besitzt, ist auserwählt, die letzte Schranke niederzureißen. Nur ein Dykte kann dieses kosmische Gefängnis öffnen. Und das ist eure Aufgabe: Sucht den Dykten, sucht den Mann, der sich Frank Morell nennt! Zögert nicht und verschwendet keine Zeit! Jede Minute wird kostbar, denn das Böse in Shimba-Loo ist ebenso aktiv wie das Gute gebunden ist…«

Das Licht erlosch. Die blinkenden Sterne wirkten seltsam verwaschen, als sich ein grauer Himmel über sie senkte.

Aber das Grau war kein Himmel, sondern geformter, zu Materie gewordener Geist, befreit aus dem magischen Meteoritengefängnis.

Die Welt rund um Beverley Summer und Dr. Stone versank. Dann spürten sie erneut festen Boden unter ihren Füßen. Das Grau rund um sie verschwand. Die Nebelkugeln lösten sich von ihnen und stiegen empor, glitten lautlos über sie hinweg Richtung Devon, woher sie gekommen waren.

Die junge Frau und der Wissenschaftler waren an jener Stelle angekommen, wo sich Stunden zuvor noch Frank Morell mit einer geistigen, ihn schließlich überwindenden Kraft herumgeschlagen hatte. Und wie Frank Morell sahen auch sie jenes alte Haus mit den Erkern und Giebeln, den zerschmetterten und windschief in ihren Rahmen hängenden Fenstern, das vor zweihundert Jahren auf geheimnisvolle Weise in einer Gewitternacht verschwand. Auf nicht minder rätselhafte Weise war es nun erneut materialisiert.

*

Frank Morell wußte, mindestens von einer Stelle aus, die er während der letzten Stunden aufgesucht hatte, wenn nicht gar von mehreren, ging eine Gefahr aus, die nicht nur ihn betraf.

Deutliche Anzeichen dafür waren das schizophrene Verhalten des Soldaten John Ballick, der Tod Steven Whitters, das Ableben des alten Bäckers Tim Johnson und schließlich die unheimliche Begegnung zwischen Lorette Mallory und dem Monster aus einer anderen Welt…

Er hatte den größten Teil des Nachmittags damit verbracht, daß er all die Orte, mit denen er während der letzten Stunden auf irgendeine Weise zu tun gehabt hatte, noch mal aufsuchte.

Waren irgendwelche Veränderungen eingetreten?

Die Untersuchungen in Exeter und in Hampton liefen auf vollen Touren. Für den nächsten Tag war die Ankunft weiterer Wissenschaftler aus London und Dublin angekündigt, die sich näher mit der Untersuchung der durch die Meteoriten geschlagenen Krater befassen sollten.

Noch immer war auch alles in unmittelbarer Nähe der alten Turmruine ruhig, deren Umgebung weiterhin aufmerksam bewacht wurde.

Nun der Gedanke an Lorette… Sie selbst hatte erkannt, in welch tödlicher Gefahr sie schwebte, als sie hinter das Geheimnis zu kommen versuchte, das Beverley Summer und Steven Whitter offenbar registrierten, aber nicht vollends begriffen.

Eine innere Unruhe und eine seltsame Ahnung trieben ihn dazu, Kontakt mit ihr aufzunehmen.

Er rief in London an in jenem Hotel, das sie ihm als ihren Aufenthaltsort angegeben hatte.

Der Zeit nach mußte sie längst zurück sein. Er hoffte sie sprechen zu können. Seine Hoffnung erfüllte sich jedoch nicht. Als er dem Portier seinen Namen nannte, wußte der erstaunlicherweise sofort, wer gemeint war.

»Ah, Mr. Morell – Ich hatte gehofft, daß Sie anrufen würden.«

Frank war erstaunt. »Wieso das?« fragte er irritiert.

»Miss Mallory hat eine Nachricht für Sie hinterlassen, Sir. Wenn Sie anrufen, soll ich Ihnen ausrichten, daß Lorette Mallory im Krankenhaus liegt. Sie möchten sie bitte, wenn Sie es einrichten können, so schnell wie möglich besuchen. Miss Mallory ist im St.-Mary-Hospital…«

Frank Morell lief es eiskalt über den Rücken… Da war etwas passiert! Er hatte es geahnt.

Er verlor keine Zeit. Sich in Mirakel verwandelnd, schnellte er durch die Luft und erreichte wenige Augenblicke später das rund

achtzig Meilen entfernte London. Im Park des ihm angegebenen Hospitals löste er den siebenstrahligen Wunderkristall, der ihn mit kosmobiologischen Kraftströmen versah und verbarg ihn in seiner Jackettasche. Frank lief den Weg entlang, der den gepflegten Rasen teilte und betrat durch den Haupteingang das Gebäude.

Es war keine Besuchszeit. Als er jedoch angab, daß er von weither komme und die Eingelieferte dringend sprechen müsse, gab man ihm die Erlaubnis.

Drei Minuten später befand er sich im Zimmer, in dem Lorette Mallory lag.

Ihr Gesicht war bleich. Sie hatte die Augen geschlossen, als er eintrat.

Langsam hob sie die Lider. Ihre Züge verklärten sich, als sie ihn erkannte.

»Frank Morell!« kam es wie ein Hauch über ihre blutleeren Lippen.

Unaufgefordert berichtete sie von dem Furchtbaren, das sich außerhalb Londons in einem abgelegenen Waldstück abgespielt hatte. Sie erzählte von dem Mann, den sie am Abend zuvor kennenlernte und der sie hier in London in ihrem Hotel besuchte, um mit ihr auszugehen.

»Er wollte mir ein wunderschönes Teehaus zeigen«, verdrehte sie einfach die Tatsachen. »Beim Aussteigen dann geschah es… es gibt keinen Zweifel, Frank: Das Monster aus Exeter sucht mich. Es will meinen Tod. Ich bin nirgends mehr sicher, seitdem ich versucht habe, Steven Whitter zu interviewen…«

Was sie da sagte, klang einleuchtend und deckte sich mit der Wirklichkeit. Sie war gefährdet. Und sie würde wahrscheinlich erst zur Ruhe kommen, wenn das Ungeheuer, das ihr inzwischen zum zweiten Mal begegnet war, dorthin zurückgeschickt wurde, woher es kam. Aber das war einfacher gesagt als getan.

Der Beschreibung nach stammte es eindeutig aus Shimba-Loos dämonischer Welt. In jener Nacht als der Soldat John Ballick den Verstand verlor und auf seinen besten Freund feuerte, mußte mehr geschehen sein, als bisher angenommen worden war…

Lorette Mallory atmete tief durch, ehe sie weiter sprach. »Ich habe Angst, Frank… nicht nur um mich – sondern auch um Sie! Wir sind beide aus demselben Holz geschnitzt. Wir wollen alles ergründen – das liegt in der Natur unserer Berufe. Aber manchmal – das weiß ich jetzt – ist es besser, sich um bestimmte Dinge nicht zu kümmern und sie einfach auf sich beruhen zu lassen…«

Sie machte sich Sorgen um ihn. Sie wollte, daß der Mann bei ihr blieb.

»Es ist eigenartig, Frank«, fuhr sie fort. »Aber in Ihrer Nähe fühle ich mich sicher.«

»Ich kann nicht hier bleiben, so gern ich es tun würde, Lorette. Aber ich kann Ihnen ein Versprechen geben: Ich werde so oft wie möglich nach Ihnen sehen. Es gibt da einige Dinge, die ich dringend ergründen muß, gerade weil sie uns gefährden… und deshalb kann man sie nicht einfach auf sich beruhen lassen.«

Lorette Mallory sah verzweifelt aus. »Fordern Sie die Gefahr nicht heraus, Frank!« bat sie eindringlich.

Es gelang ihm, ihre Bedenken zu zerstreuen und beruhigend auf sie einzureden.

Dies hatte den Erfolg, daß Lorette Mallory so ruhig wurde, daß sie in einen leichten Schlaf fiel.

Frank Morell warf einen schnellen Blick auf seine Armbanduhr. Es war wenige Minuten vor achtzehn Uhr. Er hatte versprochen, spätestens zur vollen Stunde den alten Poul in Hampton anzurufen, um sich über das Ergebnis der ärztlichen Untersuchungen bei Tim Johnson zu erkundigen.

Auf Zehenspitzen verließ Frank Morell das Krankenzimmer. Es war seine ernste Absicht, so schnell wie möglich wieder hierher zurückzukommen. So oft und so lange es ging, wollte er sich in Lorettes Nähe aufhalten, weil er überzeugt davon war, daß das unheimliche Untier offensichtlich ein besonderes Interesse an der jungen, schönen Frau besaß. Wenn es wieder auftauchen sollte, dann wollte er zur Stelle sein…

Doch es kam alles ganz anders.

Das Telefongespräch mit Poul veränderte seine Pläne. Die kurze Begegnung zwischen ihm und dem alten Mann hatte erstaunlich schnell zu einer Vertrauensbasis geführt.

»Es ist gut, daß Sie anrufen, Mr. Morell. Was wir mit Tim vermuteten, stimmt nicht. Der Arzt hat eindeutig festgestellt, daß es sich um einen natürlichen Tod handelt. Herzschlag. Da kann man nichts machen, aber das Ergebnis ist mir dennoch nicht ganz geheuer. Ich bin vorhin mit dem Fahrrad noch mal draußen in der Firthstreet gewesen. Ich habe es niemand bisher anvertraut – ich sage es Ihnen zuerst: Ich habe dort zwei Fremde gesehen, eine Frau und einen Mann. Wie Sie heute mittag, so hatten auch die beiden offensichtlich nicht nur Interesse, das Haus zu sehen, von dem ich Ihnen erzählt habe, daß es schon seit zweihundert Jahren nicht mehr existiert. Aber nun, Mr. Morell – ist es wieder da! Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, und ich wage nicht, mit irgendeinem Menschen darüber zu sprechen…«

*

Frank Morell war nicht mehr zu halten.

Er ging noch mal kurz zu Lorette Mallory und überzeugte sich, daß

sie schlief. Er nahm sich vor, so schnell wie möglich wieder zurück zu sein, sobald er in Hampton Näheres in Erfahrung gebracht hatte.

Leise zog er die Tür hinter sich ins Schloß. Im gleichen Augenblick schlug Lorette Mallory, der Rachedämon Shimba-Loos, die Augen auf. Sie hatte den Schlaf nur vorgetäuscht!

Ein Befehl aus dem unfaßbaren Reich ihres Herrn und Meisters erreichte sie auf geistigem Wege. Da warf Lorette Mallory die Decke zurück und stieg aus dem Bett. Sie näherte sich der Tür, öffnete und blickte den Korridor entlang, durch den Frank Morell ging, um über die Stufen nach unten zu verschwinden.

Ein satanisches Lächeln umspielte die Lippen der ungewöhnlichen Frau. Sie ahnte, welche Entwicklung sich hier anbahnte, eine Entwicklung, die Shimba-Loo vorausgesehen hatte.

Lorette Mallorys Gedanken drehten sich schnell wie ein Karussell. ›Ich war es, der die Adressen auf deinem Zettel durch magischen Einfluß veränderte. Da mußte ich noch Zeit gewinnen, um meinen Plan in die Wege zu leiten. Ich schickte dich zu jenem Platz in Hampton, der den Bewohnern in schlechter Erinnerung ist. Dort hat sich vor langer Zeit ein gewaltiges Geschehen abgespielt. Eine Frau mit medialen Anlagen und übersensiblen Sinnen spürte den gefangenen Geist Shimba-Loos in den magischen Gefängnissen außerhalb des Erdballs auf, und es gelang ihr Kontakt mit ihm aufzunehmen. Unter Aufbietung all ihrer Kräfte wurde es ihr auch möglich eine geistige Brücke in jenes Reich zu schlagen, in dem das andere Ich Shimba-Loos agiert. Langjährige Versuche durch das Medium führten schließlich an den Rand einer katastrophalen Begegnung. Die Frau, die in Hampton als Hexe verschrien war, brachte es fertig, die beiden konträren Geistwelten Shimba-Loos zu einer Begegnung zu zwingen. Ihre Absicht war es, die beiden getrennten Ichs wieder zu vereinen. Das aber konnte mit den Mitteln und Möglichkeiten, die ihr zur Verfügung standen, nie gelingen. Die Kräfte prallten aufeinander. In einer Gewitternacht, als sie alle Voraussetzungen geschaffen hatte, kam es zur Katastrophe. Die beiden verschiedenen Ichs Shimba-Loos, lange und intensiv voneinander weiterentwickelnd, waren zu einander wie Feuer und Wasser. Geist konnte Materie entstehen lassen – Geist konnte aber auch Materie vernichten. Im magischen Chaos sich widerstreitender Ichs löste das Haus sich auf. Noch im Nachhinein, ob Wochen, Monate, Jahre, Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte später, zeigten sich urplötzlich zu völlig unberechenbaren Zeitpunkten Nachwirkungen jener Nacht, als die Ichs Shimba-Loos zusammentrafen und als alle physischen Gesetze über den Haufen geworfen wurden.

So wie die Dinge im Augenblick stehen, ging ich recht in der Annahne, daß die Nachwirkungen jener Kräfte sich nun öfter als zuvor

zeigen werden. Ich wollte dich, Frank Morell, damit aufhalten und bremsen. Jetzt allerdings ist es Unsinn, daß du wieder dorthin gehst, Dykte. Jetzt sind andere Voraussetzungen geschaffen, mit denen du als Auserwählter wahrhaft grundlegende Änderungen schaffen könntest… das werde ich zu verhindern wissen. Du bist ein Narr, Mirakel! Ich hatte deinen Tod auf andere Weise eingeplant. Nun wirst du schneller sterben, als du gedacht hast…‹

All diese Dinge gingen Lorette Mallory durch den Kopf. Und noch mehr.

Langsam löste sie sich von der Tür und ging wie in Trance den langen Korridor entlang bis zur Treppe. Eine Krankenschwester, die aus einem Zimmer kam, sah die Patientin in ihrem weißen, langen Nachthemd barfuß durch den Flur gehen.

»Hallo, Miss Mallory!« rief sie erschrocken. »Wie kommen Sie denn dazu…« Der Rest dessen, was sie sagen wollte, blieb ihr im Hals stecken wie ein Kloß.

Lorette Mallory ging zur Treppe und stieg zwei, drei Stufen nach unten. Im nächsten Moment – war sie nicht mehr da und löste sich auf wie ein Geist, der durch Mauern ging.

*

Schnell wie ein Gedanke jagte Frank Morell alias Mirakel mit Dyktenkraft durch die Lüfte.

Er erreichte Hampton. Sein Ziel war die Firthstreet, wo sich tatsächlich, wie durch den alten Poul angegeben, das Haus befand.

In der Dunkelheit sah er zwei Menschen Richtung Dorf gehen, eine Frau und einen Mann…

Morell kam wie ein fliegender Magier aus der Luft und fand wenige Schritte abseits der beiden Spaziergänger wieder festen Boden unter den Füßen.

Sein erster Erlebnis hier an diesem Ort war ihm zur Warnung geworden. Er war nicht interessiert daran, daß es sich wiederholte.

Was für eine Bedeutung hatte das Auftauchen dieses Paares in der abgelegenen Gegend?

Er verhielt im Schritt und beobachtete die beiden Menschen, die auf halbem Weg wieder kehrt machten und sich in Richtung des alten Hauses in Bewegung setzten.

Da löste Morell sich aus der Dunkelheit, nahm den Mirakelkristall nicht von seiner Brust und blieb Dykte. Damit standen ihm notfalls auch alle jene Kräfte zur Verfügung, die er als Mensch nicht besaß.

Er ging auf das Paar zu.

Seine scharfen, überempfindlichen Augen durchbohrten die Dunkelheit. Er sah deutlich das Gesicht der Frau vor sich. Es war

Beverley Summer! Jene Frau, die den ganzen Tag schon von allen Polizeistreifen in der näheren Umgebung gesucht wurde. Hier in Hampton, in unmittelbarer Nähe eines ausgedehnten Moorgebietes, ging sie mit einem fremden Mann spazieren… Das Paar bemerkte ihn. Es erschrak nicht und ergriff auch nicht die Flucht.

»Sie sind der Mann, auf den wir gewartet haben!« hörte er Beverley Summers Stimme. Sie sprach ruhig und fest. »Unsere Anwesenheit sollte Aufsehen erregen, daß die Polizei hier aufkreuzen würde. So geht es nicht über einen Umweg – sondern direkt. Dies ist die Chance für Shimba-Loo und alle, die guten Willens sind. Sie sind Mirakel – der Dykte. Shimba-Loo bittet um ihre Hilfe!«

So unglaublich dies alles klang, auf irgendeine Weise schien es doch überzeugend.

Beverley Summer und Dr. Stone, Wissenschaftlicher aus London, wußten um sein Dyktendasein und hatten es nur von jemand erfahren können, der selbst über das Volk der Dykten viel zu wissen schien. Was er aus dem Mund der Frau und des Forschers erfuhr, ließ ihn atemlos aufhorchen. Zwei Menschen hatten ein großes, phantastisches Abenteuer erlebt – und sein größtes, phantastischstes Abenteuer stand noch bevor, wenn stimmte, was er hier erfahren hatte…

Oder war es eine Falle, in die man ihn locken wollte?

Er zögerte nicht, sich Gewißheit zu verschaffen und das Wagnis auf sich zu nehmen.

Er riß die Arme empor und streckte sich. Sein Körper schnellte wie ein Pfeil in den nächtlichen Himmel. Innerhalb der schimmernden, ihn schützenden kosmobiologischen Aura jagte er empor in die höchsten, dünnen Luftschichten der Erde, passierte die Stratosphäre, die Ionosphäre und durchbrach schließlich die Grenze zum Weltall, wo keine Sauerstoffspuren mehr nachzuweisen waren.

Er spürte nichts von der Kälte des Alls, vom Fehlen des Sauerstoffs, wenn wie in einem Raumanzug hatte er praktisch seine eigene Atmosphäre.

Frank war überzeugt, daß Beverley Summer und Dr. Stone nicht auf jenem Planetoidenrest zwischen Erde und Mars gestanden hatten, sondern daß sie sich in der sicheren Umhüllung der Nebelkugeln, die sie auch als »Hüter des Lichts« bezeichnet hatten, befanden und am Bewußtseinsinhalt des guten Ichs Shimba-Loos teilnahmen.

Für ihn aber war diese Reise in das All Wirklichkeit. Wie ein Mensch sich im Sauerstoff wohl fühlte, wie ein Fisch im Wasser – so war für Morell der luftleere Raum ein natürliches Element. Das Volk der Dykten hatte die Urenergien des Kosmos entdeckt und für sich voll nutzbar gemacht.

Frank Morell konzentrierte sich auf den Planetoidengürtel zwischen Erde und Mars. Hunderte, Tausende, Zehntausende von

kleinen und kleinsten Gesteinsbrocken befanden sich hier in einer Laufbahn um die Sonne. In einer fernen Zeit, so vermuteten Wissenschaftler, hatte sich zwischen Erde und Mars ein weiterer Planet befunden, der durch kosmische Katastrophen untergegangen war.

Hatte eine solche kosmische Katastrophe etwas mit Shimba-Loo und seinem Wirken zu tun?

Seine Sinne und seine Konzentration waren auf die zahllosen, durch das All wirbelnden, steinernen Brocken ausgerichtet. Wenn da etwas war, was er mit seinen überempfindlichen Dyktensinnen orten konnte, und da war etwas! Er spürte es ganz deutlich.

Dunkel und zerklüftet, wie seltsam geformte Felsnadeln, kreiste eine etwa siebzig Quadratmeter große, abgeplattete Felseninsel unter seinen Füßen.

Es war kein totes Gestein. Darin lebte etwas! Geist…

Das von den »Hütern des Lichts« abgetrennte, gute Ich Shimba-Loos war hier für alle Zeiten gefangen. Eine unsichtbare, magische Sphäre hüllte den Gesteinsbrocken ein.

Und nur diese Sphäre hatte bisher verhindert, daß der Stein wie die anderen Meteoriten zuvor auf die Erde stürzen konnte.

Damit aber war alles, was bisher in Gang gekommen war, sinnlos, denn – so hatte er schon in Shimba-Loos dämonischem Reich erfahren – sieben »Hüter des Lichts« waren notwendig, um das Siegel des Geheimnisses zu brechen. Der Mann mit dem roten Dyktengewand und dem siebenstrahligen Wunderkristall auf der Brust, innerhalb der schimmernden, schützenden Kräfteaura, landete sicheren Fußes auf der Miniaturwelt zwischen den Planeten.

Und da ging in Erfüllung, was die Weisen der »Hüter des Lichts« in einer unvorstellbar fernen Zeit vorgesehen hatten: Sie gaben Shimba-Loo die Chance, die anfangs als ewig erachtete Strafe in eine zeitlich begrenzte umzuwandeln. Der Körper des Riesen war längst vergangen. Aber seine getrennten Ichs, Geist, der zu Materie geworden war, existierte seit jenen Tagen seit Beginn der Strafe weiter.

Die Wahrscheinlichkeit, daß jemand, ein Dykte, der die kosmobiologischen Kraftströme mit sich trug, diesen Gesteinsbrocken berühren würde, stand eins zu einer Milliarde. Aber die Wahrscheinlichkeit war eingetreten, und so war das andere nur noch ein logischer Fortgang. Die unsichtbare, magische Sphäre löste sich auf. Ein Vibrieren zog unter Mirakels Füßen hinweg. Es erschütterte die gesamte steinerne Welt, auf der er stand. Risse und Spalten zeigten sich. Die Felsnadeln wurden brüchig und fielen lautlos wie dicker, mehrfach übereinander geschichteter Staub auseinander.

Aus den Rissen und Spalten lösten sich grau schimmernde, pulsierende Kugeln.

Die »Hüter des Lichts«! Sie waren ein Teil Shimba-Loos selbst!

Die großen Kugeln entwichen lautlos wie Blasen dem auseinanderplatzenden Felsen. Wie Dykten, so schnell konnte sich dieser geformte Geist frei und gefahrlos durch das All bewegen. Sein Ziel war die blau schimmernde, wie ein Edelstein geschliffene Kugel, die schwerelos vor ihnen im All hing: die Erde.

Sieben Kugeln, sieben »Hüter des Lichts« bewegten sich durch Nacht, Nebel und Luft, und ihr Ziel war die alte Turmruine, unter der Shimba-Loos Skelett lag.

Die wachhabenden Soldaten spürten, daß im wahrsten Sinn des Wortes etwas in der Luft lag. Die Nebel bewegten sich und die Luft schlug fauchend an den Stellen zusammen, wo die Kugeln plötzlich herabstießen.

Befehle wurden gebrüllt. Die Männer liefen mit entsicherten Gewehren auf den Turm zu. Sie wurden Zeuge wie sich geformte Nebelkugeln dem mit einem Bretterverschlag versehenen Eingang näherten.

Krachend und splitternd flogen die Bretter auseinander, als ob ein Orkan sie zerstöre.

Der düstere Eingang in das Innere des Turms wurde frei. Die Kugeln tauchten hintereinander wie Perlen auf einer Schnur in den Eingang.

Den Stellung beziehenden und ziellos auf den Turm schießenden Soldaten flogen Mörtelbrocken, Staub und Holzsplitter um die Ohren.

Dieses gespenstische Chaos währte nur wenige Sekunden.

Dann war alles wieder ruhig wie zuvor.

Die aufgeschreckten Wächter bildeten einen dichten Kreis um den Turm. Die Mündungen zeigten auf den Eingang. Der Funker in dem Jeep gab mit aufgeregter Stimme Bericht von den Vorfällen, wie sie ihm geschildert wurden.

Was sich in diesen Sekunden jedoch unterhalb des Turms tief in der Erde abspielte, konnte hier draußen niemand verfolgen.

Zu Materie geformter Geist war in der Lage, selbst Materie zu formen. Der Geist enthielt alles – wie die DNS in der Zelle das Programm, den Aufbau des Organismus'.

Sieben Kugeln sanken hintereinander auf das riesige, bleiche Skelett herab. Und von der anderen Seite – am Kopfende des Skeletts – öffnete sich das magische Tor mit dem bösen Ich Shimba-Loos. Von dort schwebten ebenfalls sieben gleichartig aussehende Kugeln heran.

Dies war die andere Seite des bestraften Shimba-Loo, sein böses Ich, das sich eine eigene Welt geschaffen, das Not, Elend, Tod und Verzweiflung über unschuldige Opfer gebracht hatte…

Die beiden verschiedenartigen Ichs glitten ineinander wie die Zähne eines Zahnrades.

Sie verschmolzen, wurden zu einem und sanken in den riesigen Leib, in den sie gehörten und aus dem sie gekommen waren.

Es war, als ob die unsichtbaren Hände eines Gottes nun wirksam werden würden. Aus den Kugeln wurde eine dichte, graue, pulsierende Fläche, die die leeren Innenräume des Skeletts und die Schichten außerhalb ausmachten. Der neue, alte Körper Shimba-Loos entstand. Geformt aus dem Geist, der gewaltige Zeiträume überdauert hatte.

Glatt und haarlos war die Haut, und so stachen besonders die dicken, buschigen Augenbrauen hervor, die den Stirnwulst zierten.

Das Geschöpf erstand wieder so, wie es einst gewesen war.

Shimba-Loo trug weit geschnittene, seidig schimmernde Beinkleider und ein ärmelloses Wams, das eine kurzhaarige, fellartige Struktur aufwies.

Der Riese aus der Vergangenheit richtete sich auf. Er war zum Leben erwacht.

*

Mirakel glitt in die Lufthülle, die ihn zischend umströmte.

Seine Absicht war es, den davongleitenden Kugeln zu folgen. Da wurde er abgelenkt durch panikartiges Entsetzen, das sein Bewußtsein wie ein Peitschenschlag traf.

Der Gedanke des Grauens kam aus Hampton. Er stammte von Beverley Summer und Dr. Stone, und es hatte etwas mit dem riesigen Echsenmonstrum zu tun, das Lorette Mallory bereits zweimal begegnet war.

Mirakel warf sich herum. Die Hände nach vorn gestreckt, die Beine eng aneinander liegend, jagte er in die Tiefe Richtung Hampton, genau auf den Platz zu, wo er Beverley Summer und Dr. Stone zurückgelassen hatte.

Die beiden Menschen flohen in wilder Panik und laut um Hilfe schreiend in Richtung Dorf. Unweit des Hauses ragte wie ein Berg das unförmige Ungeheuer auf, das seinen massigen, kantigen, behornten Schädel brüllend in die Luft streckte und dessen Klauen nach vom kamen, um Mirakel förmlich aus der Luft herauszupflücken.

Aber der Dykte war schneller. Mirakel fuhr wie ein Blitz aus den zugreifenden Klauen und raste furchtlos gegen den gewaltigen Schädel des Untiers.

Die Echse riß das riesige Maul auf. Heißer Atem schlug Morell entgegen.

Mit beiden Fäusten gleichzeitig rammte der Dykte mit voller Kraft den Hals der Echse. Ein urwelthaftes, donnerndes Brüllen ließ die Luft erzittern. Das Monster wankte, riß seine Arme herum und klatschte

mit der Klauenhand an die Stelle, wo es Mirakel noch vermutete.

Aber der wich zur Seite. Ein Überraschungsangriff, wie Lorette Mallory dies als Rachedämon ursprünglich vorgesehen hatte, hätte Frank Morell in tödliche Gefahr gebracht. So war er derjenige, der reagierte und sich ganz auf die Situation einstellen konnte.

Mit beiden Armen umschlang er den gewaltigen, schuppigen Hals der Echse und riß den Koloß wie einen Baum, den er entwurzeln wollte, auf die Seite.

Der echsenhafte Rachedämon aus Shimba-Loos grauenhaften Reich peitschte wild mit dem Schwanz, schlug um sich und zuckte. Schlammige Erde wurde aufgewirbelt, Zweige und Äste schossen wie Hornissen durch die Luft, und der peitschende Schwanz zerfetzte Büsche wie Strohgeflechte.

Es wurde ein kurzer, erbitterter Kampf, in dem Frank Morell alle seine Dyktenkräfte einsetzte, um als Sieger hervorzugehen.

Er schleifte das Untier trotz dessen massiver Gegenwehr über den Pfad Richtung Moor. Eine tiefe Schleifspur zeichnete sich ab wie von einem Trecker.

Die Echse warf wild den Kopf hin und her, riß die Klauenhände empor und versuchte das lästige Anhängsel an ihrem Hals zu packen. Doch Frank Morell war schneller und wendiger und entging geschickt den Zugriffen.

Es gelang ihm das Monster bis zum Pfadende zu ziehen, anzuheben und dann mit einer gewaltigen, blitzschnellen Drehung in die Luft zu schleudern.

Der Gigant flog hundert Meter durch die Luft, ehe er in den Sumpf klatschte. Schlammfontänen spritzten empor. Die Echse schlug um sich und versuchte sich von dem zähen Morast zu befreien.

Durch ihre heftigen Bewegungen trat genau das Gegenteil ein. Sie sank immer tiefer. Das Hinterteil des massigen Körpers rutschte weg. Nur noch die heftig wedelnde Schwanzspitze war zu sehen und etwa ein Drittel des Oberkörpers mit den muskelbepackten, schuppigen Armen. Der riesige Kopf schwang hin und her, und aus dem weit aufgerissenen Maul drang urwelthaftes Brüllen.

Der Körper sackte weiter ab. Bald ragten nur noch der Kopf und die Klauen aus dem Sumpf.

Mirakel schwebte innerhalb seiner kosmosbiologischen Aura etwa einen Meter über dem Geschehen.

Da – der grüne, schuppige Schädel, die wild glühenden Raubtieraugen und das riesige, aufgerissene Maul veränderten sich! Ebenso die Klauenhände, die wie verkrampfte, zitternde Zweige aus dem Morast ragten…

Sie nahmen die Farbe menschlicher Haut an und schrumpften blitzschnell. Aus den Klauen wurden Finger. Schöne, schlanke,

weibliche Finger. Aus dem Schädel formte sich das hübsche, von blondem Haar umrahmte Gesicht einer faszinierenden Frau.

Lorette Mallory!

Schlagartig begriff Frank Morell alias Mirakel alles, was sich hier abspielte und in was er hineingezogen werden sollte! Shimba-Loo hatte den Rachedämon geschickt, um ihn und vor allem sich selbst zu bekämpfen, ohne dies vielleicht zu wollen. Aber das böse Ich, das in jenem fernen Reich, das doch so nahe war, voll aktiv war, hatte ihm gar keine andere Wahl gelassen.

Die schöne Lorette – nur eine Maske, nur eine Farce!

Im Augenblick der höchsten Not schien sie noch anzunehmen, daß die Verwandlung Morells Herz erweichen könnte. Schließlich versank vor seinen Augen keine furchtbare Echse – sondern ein Mensch, eine junge, schöne und begehrenswerte Frau!

Ein Trugbild des Teufels, wie es sich Sekunden später wieder bewies.

Dem Rachedämon aus Shimba-Loos Reich entglitt die Kontrolle über die magischen Fähigkeiten. Ein heftiger Wechsel im Aussehen zwischen menschlicher Frau und furchteinflößendem Echsenschädel fand statt. Hände wurden zu Klauen… Klauen zu Händen…

Noch eines der drei Hörner auf dem Kopf der Echse ragte aus dem Sumpf versank dann auch… Der Schlamm glättete sich wieder.

Das Moor war der Echse Grab geworden.

Der Kampf war zu Ende.

*

Zu Ende?

Noch nicht!

Mirakel warf sich in die Luft. Die Schwerkraft der Erde war für ihn bedeutungslos.

Das Ziel der Kugeln, die aus dem magischen Gefängnis befreit worden waren, war auch sein Ziel. Er folgte der Richtung, die sie eingeschlagen hatten, und erreichte die alte Turmruine in dem Augenblick, als die Dinge dort ihrem Höhepunkt entgegenstrebten und er nichts mehr am Lauf eines schrecklichen Schicksals ändern konnte.

*

Der Turm wackelte und beugte sich nach vorn. In dem alten Gemäuer knirschte und krachte es. Steine und Mörtel brachen heraus. Donnernd fiel der Turm zusammen, und der Boden unterhalb hob sich, als ob ein Ungeheuer aus dem Schoß der Erde kroch.

Es war ein Ungeheuer, das sich dort aus der Erde schälte!

Von seiner Größe her mußte es den Zeugen dieses Ereignisses wie ein Ungetüm erscheinen.

Es war – Shimba-Loo, der einst vor ferner Zeit für sein Tun bestrafte Riese.

Er richtete sich zur vollen Größe auf. Der zusammengebrochene, morsche Turm war nur noch eine kleine Schutthalde hinter ihm.

Die wachhabenden Soldaten reagierten in Ratlosigkeit, Verwirrung und panischem Entsetzen.

Sie schossen blindwütig drauf los.

Geschoßgarben zerrissen die Nacht. Projektile aus mehreren Maschinengewehren gleichzeitig bohrten sich zerfetzend in Shimba-Loos Brust.

Der Riese schrie auf. Sein Brüllen fegte wie ein Orkan über die Lichtung, wo die Menschen angstvoll zusammengepfercht standen und schossen, was die Rohre hergaben.

Sie begriffen die Situation nicht. Dies war ein Mensch wie sie – nur viel größer, gewaltiger und kräftiger. Das ängstigte sie, das stempelte ihn zum Monster.

Und Frank Morell alias Mirakel kam zu spät, Shimba-Loos grauenvollen Tod zu verhindern.

Gurgelnd brach der Riese in die Knie. Sein Körper war blutüberströmt. Schreckgeweitet starrte er die Menschen an und hob wie hilfesuchend die Arme.

»Nein!« Mirakel fuhr wie ein Blitz vom Himmel. Sein lauter Aufschrei hallte über die Lichtung und übertönte Shimba-Loos Stöhnen, die letzten Schüsse, die vereinzelt auf den nach vorn sinkenden Riesen abgegeben wurden.

Mirakel reagierte mit Dyktengeschwindigkeit. Er bewegte sich so schnell, daß man den einzelnen Ablauf seiner Aktionen mit bloßem Auge nicht mehr wahrnehmen konnte.

Die verängstigten Soldaten, die sich auf dieses Ereignis auf ihre eigene Weise eingestellt hatten – wurden blitzschnell entwaffnet. Mirakel entriß ihnen so schnell die Waffen, daß es aussah, als würden zehn Dykten gleichzeitig agieren und die Schützen entwaffnen.

Für Shimba-Loo kam jede Hilfe zu spät.

Mit starrem Blick fiel er nach vorn, den Kopf ein wenig zur Seite gedreht, den Blick leicht aufwärts gerichtet in die Höhe der Menschen, die nun schreckensbleich und ratlos näher kamen.

Eine Viertelstunde später trafen die Verantwortlichen mit dem Helicopter ein. An Ort und Stelle machten sie sich ein Bild von einem Vorfall, der in das Reich der Phantasie gehörte und der sich doch hier – an einem Tag im zwanzigsten Jahrhundert – abgespielt hatte.

Frank Morell alias Mirakel war sehr ernst, als er den Kommandeur der Einsatztruppe zur Seite zog und mit ihm unter vier Augen sprach.

»Er war ein Mensch wie wir. Nur größer. Das hat uns entsetzt. Wir haben gehandelt und ihn getötet. Er war weder gut noch schlecht. Dies war er nur, solange seine Ichs voneinander getrennt waren und er wie ein Schizophrener reagierte. Zuletzt, als wir ihn töteten, war er Mensch, weder gut noch böse. Er hatte die freie Entscheidung, wie wir sie haben. Aber ihm haben wir keine Gelegenheit mehr dazu gegeben.

Es ist viel geschehen, was wir nicht verstehen können – und was wir nun verstanden haben. Ein Phänomen ist gelöst. Aber der Tod Shimba-Loos hat längst nicht alle Fragen beantwortet. Im Gegenteil, viele neue Fragen sind aufgeworfen worden…«

Ein tiefer Atemzug hob und senkte Frank Morells Brust. Er wandte sich ab. Hier gab es nichts mehr für ihn zu tun. Er warf einen letzten Blick auf die Schutthalde und war davon überzeugt, daß dort kein Eingang mehr in jenes Reich war, in dem das Böse in Shimba-Loo als eigene:

Fürst regiert hatte.

Das Auftauchen und die Tatsache der Existenz Shimba-Loos hatte das Leben vieler Menschen verändert und auch das Denken derjenigen, die zuletzt mit ihm zu tun hatten, in irgendeiner Weise geformt.

Shimba-Loo hatte den Rachedämon geschickt, um Frank Morell zu töten.

Shimba-Loo hatte die Anwesenheit des Dykten auf der Erde genutzt, um auf sich aufmerksam zu machen und zu zeigen, daß er auch noch ein anderer war. Ein Teil von ihm war eingesperrt in magischen Gefängnissen, die in Form von Meteoriten in zeitlich begrenzter Dauer ihren Kreis um die Sonne gezogen hatten.

Frank Morell war auf der einen Seite erleichtert, auf der anderen Seite erfüllten ihn Sorge und Nachdenklichkeit.

Wieviel hätte der Riese Shimba-Loo mitteilen können, wäre es nur zum Dialog mit ihm gekommen?

Da war und blieb das Geheimnis eines zerstörten Planeten zwischen Erde und Mars… da blieb die Frage im Raum stehen, woher der Riese Shimba-Loo sein Wissen um das Volk der Dykten hatte.

Ein Geheimnis war gelöst. Der Angriff auf das Leben vieler unschuldiger Menschen, die in Shimba-Loos dämonischem Reich zu schrecklichen Wesen geworden waren, war abgeschlagen, aber viele neue Rätsel waren durch den Tod Shimba-Loos erst hinzugekommen.

Vielleicht konnte man sie eines Tages lösen. Vielleicht würden sie auch ewig Rätsel bleiben…

Frank Morell tauchte als Mirakel noch mal an jenem abgelegenen Ort draußen in den Sümpfen in der Nähe von Hampton auf. Das Haus, das vor rund zweihundert Jahren beim Zusammenprall zwischen dem guten und dem bösen Ich Shimba-Loos durch eine Energiedetonation

in ein paralleles Universum gerissen worden war, stand wieder an Ort und Stelle. Alt, baufällig, und morsch… es verschwand nicht wieder von selbst. Der materieformende Geist hatte die Materie freigegeben…

Morells trauriger Blick schweifte über das Moor, wo die riesige Echse versunken war.

Shimba-Loo hatte seinen Rachdämon etwas zu spät geschickt. Er hatte sich verrechnet…

Die letzten Spuren, die dieser Rachedämon in der Gestalt der attraktiven Lorette Mallory im Londoner Hotel und in jenem Waldstück rund zehn Meilen außerhalb Londons hinterlassen hatte, wurden am gleichen Nachmittag von der Polizei beseitigt.

Im Hotelzimmer selbst gab es nichts sicher zu stellen. Die Schränke waren leer. Lorette Mallory hatte nie ein einziges Kleid besessen…

Interessanter waren schon die Spuren in dem abseits gelegenen Waldstück, wo man den silbergrauen Bentley fand, der gar kein silbergrauer Bentley war. Es handelte sich um ein altes, schrottreifes Gefährt, das nicht mal einen Motor besaß.

Die Magie, die das Böse in Shimba-Loo im Lauf vieler Jahrtausende entwickelte und die er an seinen Rachedämon weitergab, hatte schon erstaunliche Trugbilder geschaffen…

ENDE